

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Mittheilung	307
Deutsches Reich, ein deutsches Reich. Von Friedrich Hirth	308
Erinnerung an Van Gogh. Von Elisabeth van Gogh	333
Fremdwörter	338

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

Peters Union- Pneumatik

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz **Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Dätische Anstalt mit neubautem höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.
Kurmittel-Haus für alle physikalischen Heilmethoden in

**herrliche
Lage.**

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

**Herrliches
Klima.**

Sekt Graeger Gold

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klause Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Franz Tegge-Schmidt

II FRANZÖSISCHER II
COGNAC PRUNIER
VORNEHMSTE MARKE



Berlin, den 2. September 1911.

Ultimatum.

Sapere aude!

Fast Du, noch freundlich blickender Leser, manchmal schon über einen Diener, ein Mädchen gefeußt, deren armes Hirnchen nicht zweier Funktionen, nicht der winzigsten, zugleich fähig ist? Sicher. Johann deckt den Tisch und muß, trotzdem Du zu Eile treibst, aufhören, um auf die Frage zu antworten, wann Geheimrath Sternstreber angelingelt habe. Bertha bündelt Wäsche und bleibt, mit dem Weichenband zwischen den fast damenhaft gepflegten Fingern, stumm stehen, wenn Du ihr aufträgst, nachmittags den Elektromonteur kommen zu lassen. So thun sie nicht etwa aus Respekt, nicht, weil sie glauben, Fragen und Wünsche des Dienstherrn in strammer Haltung entgegennehmen zu müssen. Hundertmal hast Du ihnen gesagt: „Unterbrechen Sie eilige Arbeit nicht; Mund und Ohren brauchen Sie ja nicht, um den Tisch zu decken, Wäsche zu ordnen oder Staub wegzuwischen.“ Vergebens. Die Mentalität der Armen ist zu dürftig. In der selben Minute zwei Dinge ins Bewußtsein einlassen: Das ginge über ihre Kraft. Der Arm, der mit dem Pinsel einen meißener Spiegel abstäubt, sinkt, als sei er plötzlich entkräftet, auf den Schenkel hinab, wenn das Ohr eine Weisung aufnehmen soll. Zweierlei: dazu reicht die geistige Habe nicht aus. Ungefähr im Kaliber von Johann und Bertha müßt Ihr Euch nun die Politik mancher Reichsdienstboten vorstellen. Auch der höchsten; die ja immer noch unter einem Anderen stehen, also im eigentlichen Wortsinn subaltern sein

müssen. Ihr Geist kann nur einen Gegenstand umfassen (diesen einen manchmal mit zäher Kraft); kann sich aber nicht gabeln und mit jeder Zinke ein Dentziel treffen. Trachtet ihr heillosiger Patriotismus, unzufriedene Lothringer mit einem aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht hervorgehenden Parlament gegen das Deutsche Reich zu waffnen, so verlißt ihrem Hirn jedes Lämpchen, daß die Rückwirkung dieses wahnwitzigen Thuns auf andere Reichsgüter zeigen könnte. Erst das Eine, dann das Andere: ist ihre Losung. Daß Eins am Anderen, Alles an Allem hängt, kann ihr Denkapparat nicht fassen. Der Arm, der den Altenband hält, sinkt, als sei er plötzlich entkräftet, auf die Hüfte hinab, wenn dem Kopf zugemuthet wird, den Blick über den vollgeschriebenen Staubfänger hinaus zu schicken. Jetzt denken sie nur an die Franzosen, an all die hell besonnten Sümpfe und Seuchenherde, die sie nächstens vielleicht, in der Glorie des Reichsmehrer's, dem Vaterland zufügen könnten; auch an das düster gefurchte oder serenissime Gesicht ihres Herrn, dem sie das Lorberpäckchen zur Prüfung vorlegen müssen. Nur daran. Im Januar muß die Nation einen neuen Reichstag wählen. Die Stimmung ist schlechter als je vor einer Wahl. Alle auf ihre besondere Weise konservativen Parteien sind gefährdet. Durch kluge Illuminirung ihres seit dem Tag von Agadir ganz kläglichen, ganz nichtswürdigen Preßgeschwähes war den Führern der Sozialdemokratie leicht ein zweites Dresden, ein noch viel schlimmeres, vorzubereiten; war die Rundschaft von dem Zettelstand wegzuscheuchen, wo die Macht der Heimath früh und spät gehöhnt, die Scham der Heimath täglich wie ein Bund schmutziger Lumpen bespien wird. Aber die Reichsdienstboten sind beim Decken des Tisches, an dem die Mehrung des Reiches gefeiert werden soll, und haben im Gedankenspeicher für Bagatellen drum keinen Raum. Sind nicht fähig, aus ihrem thörichten Handeln wenigstens noch den fürs Reich rettbaren Vortheil zu ziehen und den Feind an den sichtbarsten Pranger zu bringen. Morgen, meinen sie, ist auch ein Tag. Immer hübsch Eins nach dem Anderen. Gewöhnt Euch also, sie zu behandeln wie den langen Johann und die dicke Bertha: ihnen zu sagen, was sie im Dienst zu thun haben.

Die Dürre dieses himmlisch hellen und heißen Sommers bedroht die Massen mit Nahrungsnoth. (Die armselige Silberstecherei, die erlaubt, von Theuerung, verbietet, von Noth zu spre-

chen, können die Excellenzen diesmal sparen. Ihr Nimbus ist unwiederbringlich dahin. Unter ihnen sind nicht Drei, die über ein Unterstaatssekretariat je hinaus kommen durften. Wenn ein Nahrungsmittel den Massen unerschwinglich wird, darf man von Noth reden, mag dieses Lebensmittel den Wohlhabenden auch an allen Ecken erreichbar sein. Noth und Mangel sind nicht Synonyma; sonst hätte Goethe sie nicht in verschiedener Wesenshülle an Fausts letzte Schöpferstätte geschickt. Ein Reich kann unter Kanzlernoth leiden, trotzdem der Stuhl des Kanzlers besetzt ist.) Wir haben für Kartoffeln, Milch, Gemüse, Fleisch, Butter schon Nothstandspreise; werden, wie Sachverständige sagen, bald noch höhere haben. Ueberall fehlt's der Zucht an Futter; Kälber, Ferkel und andere Jungviehsorten werden verschleubert, verschenkt oder, wo es irgend noch lohnend scheint, geschlachtet, weil der Aufzieher sie nicht ernähren kann. Urge Zeit naht. Die Arbeiter fordern, mit triftiger Begründung, höheren Lohn (der, wenn sich auch nur um drei Pfennige für die Arbeitsstunde handelt, in Riesenbetrieben sich in die Hunderttausende summiert); die Unterbeamten werden folgen und der auf largen Zufallsverdienst angewiesene Mittelstand wird noch dunklere Tage durchleben als in anderen Wintern. Das Unglück, das dem Herrn von Bethmann auf alle Wege folgt, geleitet ihn auch ans Stadion der Reichstagswahlen. Wenn er zu alter nicht neue Reichsschädigung häufen will, darf er sich diesmal nicht drängen lassen; muß er, ehe ihn rauhe Hände am Kragen packen, selbst sagen, was geschehen werde. Im November ließ er den Multimillionär Herrn von Schorlemer, der in Preußen sein Kollege ist, im Reich bald, wenn sich der Wunsch einzelner Konservativen erfüllt, sein Nachfolger wird, sämtliche Linderungsvorschläge bemäkeln und gläubigen Abgeordneten erzählen, ringsum sei Alles versucht und jede Grenzöffnung müsse uns die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche bringen. Dieses Gespenst schreckt nicht mehr. Man soll offen aussprechen, ein Hauptziel der Schutzzollpolitik sei die Erlangung höherer Preise für Landwirthschaftsprodukte; diese Politik wolle die lohnende Verwerthung deutscher Feldfrucht und deutschen Viehs sichern und einen jähen, schädlichen Preissturz hindern. In einer Nothstandszeit aber muß, bevor der Wunsch zum Geheul ward, die Grenze geöffnet werden. Wo, wie weit, wie lange: Das ist jetzt, im Rath der Sachverständ-

digsten, schleunig zu erwägen. Sieht der Ewig-Blinde von Hohenfinow die Nothwendigkeit nicht: Herr von Heydebrand muß sie sehen. Er hat den Muth gehabt, die Dessenlichkeit des Wahllastes zu opfern; von ihm müßte, noch ehe der Hansabund und andere Händlergemeinden zu lauter Rede den Mund aufgethan haben, der Antrag kommen: Oeffnet die Grenze! Hoher Schutz Zoll ist einem Industriestaat (der sein Arbeitervolk nicht allzu theuer ernähren darf, wenn er, mit schwerem Gepäc, im Wettkampf nicht ins Hintertreffen kommen will) nur durch die Gewißheit erträglich, daß er in Nothstandszeiten stets schnell beseitigt werden kann. „Noch steht Du unverfehrt. Willst Du erwarten, bis sie die böse Luft an Dir gebüht? Der kluge Mann baut vor.“ Herr von Heydebrand geht mit seinen Mannen im Januar einen schweren Gang. Möglich, daß er, trotzdem der Wahlfonds der Landwirths viel größer ist als der (ungeheuerlich überschätzte) der Hansaleute, die mit viel zu hohen Spesengewirthschaftet haben, ein Viertel seines Heeres auf der Strecke läßt. Das wäre noch kein Unglück; würde die Partei stählen und die Fraktion zu nützlich moderner Erkenntniß reifen. Läßt der stets tapfere und oft kluge Führer sich von den Ereignissen überrennen, wartet er, bis der Nothschrei durchs Reich schrillt, und schickt wieder die Schreckschießer und Seuchenschnüffler vor, dann kanns ein Zusammenbruch werden, den, trotz dem Elend ihrer von kleinen Leuten und Neidlingen gemachten Presse, kein ernster Deutscher den Konservativen wünschen darf.

Was noch geschehen müßte? Im Dezember habe ich hier gesagt; und könnte es heute nicht wirksamer ausdrücken. Herr von Schorlemer hat einen verständigen (und deshalb grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sprach er, ist als Nahrungsmittel weder unentbehrlich noch unersehlich. Das kann nur Befangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest an karnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befriedigt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise und im Wirthshaus, das er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem anderen Volk Angehörige, fordert er in neun von zehn Fällen ein Fleischgericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehnlichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr- und schmackhafter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen,

Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären billig zu liefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust verweht. (Die Straßenpolizei, die sich um allerlei Winzigkeit kümmert, müßte für die Nase des Steuerzahlers empfindlicher sorgen; an mancher Ecke, wo neben einem Fleischer ein Käsehändler Kunden herbeiwinkt, ist, besonders im Sommer, die Symphonie der Gerüche kaum noch erträglich.) Die Versuche, Seefische als Massennahrung einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, verstaubender Bassintümpel, drüber unansehnliche Räucherwaare, getrockneter Kaviar, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, deren Schrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinselt ist: so geht's nicht. Doch lasse ich nicht von dem Glauben, daß hier ein Riesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende Lorber leicht zu pflücken wäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der Leistungsfähigkeit und Küstenkenntniß der Hamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochozischen Golf, den Fang aufkaufen; kühlen und sauberen Transport sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. (Ausrangirte oder im Passage-dienst gerade nicht verwendbare Schiffe gäben dann noch eine nette Rente und die Direktoren brauchten nicht thallos himmelan zu seufzen, wenn selbst die der Dividende fühlbarste Fahrpreisminderung die Auswandererziffer nicht in die Höhe rundet.) Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns nacher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil, wie der Meister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren muffig verödenen Markthallen Aehnliches. Große, blitzblanke Marmorbasinns. Springbrunnen, Schilf, Küstengräser,

Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weiß dazu gehört, Kridenten, Möweneier, Kogenpastete und die Tafelschätze südllicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen würden und das Einerlei deutscher Ernährung rasch wohlthätigem Wechsel wiche? Durch das Gelingen solchen Versuches würde der Fleischnoth sicherer vorgebeugt als durch Zollherabsetzung. (Nur in Wilmersdorf und in Charlottenburg ist, bis heute, diese Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber die dort eingerichteten Fischhallen sind klein, unansehnlich und nur dem Bedürfniß der ärmsten Leute angepaßt, die sich denn auch in dichten Schaaren hineinschieben. Den raschen Eifer der Gemeindeverwaltungen muß man laut loben. Doch die für die Nahrungswirtschaft großer Städte wichtigste Arbeit bleibt noch zu leisten.)

Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachen Auges durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die selbe Entwicklung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu fördern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnenbadgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Späßen im Erdgeschoß der Proßenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstrebende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirth, die mit Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener und Unterbeamte heranzulocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grünfram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes nothige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermietet, grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien, dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt bald nun im Strahlenglanz modischer Ausstattungs wunder. Fenster und Thüren sind in unechten Marmor, Porphyrr, Granit gerahmt; von Decke und Wand blinken Rachein, die an Alt-Delft erinnern möchten; die Körper der Glühbirnenträger verschlingen sich zu goldfarbigem Gefnäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbeden, das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schauenster Bart-

binden, Mund- und Haarwasserflaschen, Brillantinebüchsen gestellt und die Phantasie höchstens mit der geheimnißvollen Inschrift „Pariser Artikel“ angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingt wohl schon zu deutsch) hat drei theure Wachsbüsten mit Leonardolächeln und geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang verträumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehrt (und meist Alles „auf Kredit“). Vor des Krämers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfen, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die Kolonialwaaren- und Delikateessenhandlung hat eine Strahenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Fruch-ten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmauszubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gasärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kesselqualm und Blutgeruch, das über den Holzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlachtereie und Fleischwaarenhandlung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Blakrosa alle Fleischfarben der Jordaaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählt, wie viele große Schlächtergeschäfte (mit den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern stehts eben so) Ihr bei einer Wanderung von Zehnminutendauer findet: und fragt Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung des entliehenen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbduzend großer und kleiner Kommissionäre sei-

nen Theil. Ist's da ein Wunder, wenn all diese Händler noch lauter als ihre Abnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen, der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrer Geschäftskosten sparen. Längst haben Mill, Rogers, Roscher, Gide, Legis warnend auf die Ueberzahl der Kleinkaufleute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster der Whitley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel & Cooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrer Grundzüge (Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, also weder Wucherzins nach Schuldausfall, rascher und großer Umsatz, der im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detailistengetriebel besiegt. Das genügt noch nicht. Ist's nicht Wahnsinn, daß zwischen zwei berliner Querstraßen drei Bäcker, Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlleben fristen? Wäre das Elektrische Licht vom Mittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend getrennten, in der Ueppigkeit ihrer „Aufmachung“ konkurrierenden Betrieben verhöflet würde? Und ist die Ernährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt?

Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Waarenhausbesitzer haben das Bedürfnis erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. Die Lebensmittelabtheilung wird meist, damit die Ausdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch, Käse, Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe, Butter, scharf Geräuchertes im selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, in aller Frühe, oft von Detailisten der Nachbarschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, lustige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu haben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer gelabt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gemüsehalle, wie das frankfurter Palmehaus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt. Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölb die Bäckerei. In fühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butter; hinter hermetischem Verschuß Käse, Gewürze, alle stark riechende

Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Speisensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmachhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; kein Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliardenhinwarf); unvermittelter Einkauf vom Produzenten; eigene Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure haben; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den selben Umsatz vom Kleinändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt der Milchmann, der Bäckerjunge, die Zeitungsfrau; morgens und abends der Schlächtergeselle; der „Kaufmann“ muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Umgegend ein paar feste Kunden hätten, auch die Zeitungsdistribution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier, zwei Liter abgefahnter Milch, anderthalb Pfund Schbutter, eine Ente, drei Pfund Suppenfleisch, vier kleine Rothkohlköpfe, Roggen- und Weizenbrot wie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nellen, Kapern, Edamer, Kastanien, Johannisbeermarmelade, Gurke, Essig und einen Napfsuchen ohne Rosinen.“ Ist's weniger: schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus . . . Wer wagt's? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendein Wertheim oder Tieß, Emden oder Jandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre der Wandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten.

Daß in solchen Häusern Fleisch und Gemüse, Kartoffeln und Butter wohlfeiler zu haben wären als von dem nach sechs Seiten

tributpflichtigen Kleinhändler; ist gewiß. Wer wagt's? Ein Staatspraktiker, der nicht verschmäht, sich für ein Weilschen einmal aus seiner Amtswürde zu wickeln, hätte Kapitalisten und Organisatoren rasch unter einem Hut. Und den Landwirthen, die kein Vernünftiger, für Preußens Zukunft Sorglicher entkräftet sehen möchte, bliebe, was ihnen gebührt. Vergeßt nicht, daß die Wirthschaft des Deutschen Reiches anno 1911 noch andere Bedürfnisse als die im Jahr 1879 empfundenen hat; auch noch andere Sorge als die um die Erze des Süs. Wähnt nicht, daß mit der schwachgemuthen, zu jeder Nachgiebigkeit bereiten Politik, an die wir das Ausland gewöhnt haben, den Werthschöpfern des Reiches günstige Handelsverträge zu erlangen sein werden. Bedenkt, ob einem Lande, das sich von Portugal, von Schweden, weiß ihm „sonst noch schlimmer gehen könnte“, die erbärmlichsten Vertragsbedingungen aufzwingen läßt, Rußland und Oesterreich-Ungarn Vortheile zugestehen werden, die sie mit Wirthschaftstopfern bezahlen müßten. Und ruft dem langen Johann und der dicken Bertha mit Herrnstimme ins Ohr, was sie heute, was morgen im Dienst zu thun haben.

Finish.

Das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 kehrt von einer Gefechtsübung aus dem Grunewald heim. Für eines Augenblickes Dauer schweift das Gedächtniß um zehn Jahre zurück; in die Zeit, da dieses Regiment seine neue Kaserne bezog. Dicht beim Schloß, sprach im Frühling 1901 Wilhelm der Zweite, will ich eine feste Burg haben; soll das Regiment wohnen, das der preussischen und der sächsischen Dynastie gegen Straßenaufstände gute Dienste geleistet hat. Der Kaiser hat es selbst in das neue Haus geführt, das einer besetzten Ritterburg ähnelt, und nennt die Truppe seine „Alexandriner“; eine persönliche Leibwache, „die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen. Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 1848, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bayonnettes die Frechen und Unbotmäßigen zu Vaaren zu treiben.“ Großonkel Friedrich Wilhelm hatte nach dem Märzaufruch in anderem Ton, in eines um Mitleid Flehenden, zu seinen „lieben Berlinern“ gesprochen. Doch in Berlin, im ganzen

Deutsches Reich denkt ja kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Wozu wird die grause Möglichkeit eines Bürgerkrieges erwähnt und der Gemeinde, deren höchster Vertreter, mit der Amtskette und devot gebeugtem Rechnungsrathskopfe, fünf Schritte von dem Redner steht, mit der Spitze der Bayonnettes gedroht? Die Frage verhallt; denn in der selben Stunde hören wir, im Alexander-Kasino habe der Kaiser gesagt, ohne seine Schuld sei das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland getrübt worden und das Deutsche Reich werde bald vielleicht, ganz allein, gegen eine Uebermacht zu kämpfen haben. „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Herr Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war.“ Der Weiße Zar, der Chef des Regimentes, hat zu dem Festtag nicht das kleinste Grußwörtchen geschickt. Krieg? Wo ein Generalissimus solche Worte gesprochen hat, blieb bisher kaum noch ein Zweifel. Jetzt weicht das Gewölk rasch und hell leuchtets wieder vom Himmel. Bliz ohne Schlag: Das ist uns Schicksal geworden. Wir haben weiter gerüstet, das Heer und die Flotte gestärkt, an Paraden und Manövern uns gefreut; und nichts erworben. Nicht an Besitz noch an Geltung hat das Reich zugenommen; und auf dem Rund der Erde lebt ihm nicht ein starker Freund. Die einst fühlbaren Ranten, deren Härte abstieß, sind aufgeweicht und die Politik frommer Beamten wagt nicht einmal mehr, mit kräftiger Rede sich wider internationale Unverschämtheit zu wenden. Krieg? Wer nur die Frage erörtert, ob morgen nicht der Krieg Nothwendigkeit und Ehrenpflicht sein werde, wird von schmutzigen Mäulern als Hezer, als Dienstmann der Panzerplattenfabrikanten verschrien. Dahin hat das Geplärr der mit Zeitungsrühm und Geldprämien gekrönten Delzweigschwinger uns gebracht; die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Lehre, die seit den Tagen des Verschneidungswahnsinns erdacht ward. „Wenn einem Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem Kampfe sich sogleich fertig machen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische

Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldesknechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur im Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind.“ So spricht Mommsen, ein Göze des Liberalismus. Und Pitt, auch kein Junker noch Söldling der Waffenindustrie, ruft: „Mit all seinen Uebeln ist der Krieg dem Frieden vorzuziehen, der uns ringsum nur Unmähung und Unbill fühlen läßt.“ Proudhon selbst, dem alles Eigenthum gestohlenes Gut war, sah in dem Kriege eine Form der Menschenvernunft, ein Gesetz der Menschheitseele, eine Bedingung menschlichen Daseins. Wir? Fürchten den Krieg wie sonst nichts auf der Welt, reden täglich aber von der Stärke unserer Waffen: und machen dadurch, nach dem Wort Friedrichs Klinger, den Arm und den Muth des Reiches verdächtig.

Rechten, linken. Das klirrt und dröhnt, schmettert und rasselt über den Straßendamm. Auf Helm und Kragen, Flintenlauf und Lederzeug funkelt die Sonne. Drei Uhr. Seit Fünf sind die Leute draußen, in Hitze und Staub: und nicht Einer scheint schlaff. Die Montur sieht grauschwärzlich aus; von der Stirn rinnt der Schweiß über fast verruhte Gesichter; doch der Schritt ist kräftig und jede Bewegung hat die Wucht männlicher Morgenfrische. Ganze Kerle; groß, schlank, sehnig, mit dem unentbehrlichen Bleibsel von lustiger Roheit und doch in strammer Zucht dem Maschinendienst angepasst. Die Musik spielt ein Soldatenlied und fast Alle singen mit. Wie Schlachtgesang tönt's in die Gärten der Satten. Den Offizieren ist anzumerken, daß sie sich nicht geschont haben. Dieß sieht der Staub in den Waffenröcken und der Rand des hohen Kragens ist feucht. Einer zieht die Uhr, steckt dann den Regen in die Scheide und springt hastig aufs Trittbrett des Straßenbahnwagens, der schon weiterrollt. „Nanu?“ „Ich muß Instruktionstunde geben, und bis ich über die Stadtbahn in die Friedrich-Karl-Straße komme, wird's höllisch spät.“ „Viel Vergnügen!“ Der ältere Kamerad hebt, im Sattel, den Helm wie einen Bürgerhut; freut sich der Gelegenheit, in dieser Vorortstille für eine Minute den Kopf zu lüften. Der Jüngere steht, verstaubt und verschwitz, auf dem Hinterperron und eilt zu neuer Pflichtleistung in die Kaserne. Wenn er unterwegs ein Witzblatt einkauft, wird er

Seinesgleichen als Müßiggänger und Gecken, Schwelger und Tröpfe dargestellt finden. Nun schweigen die Bläser; und während vorn der Wirbel in den nahen Stadtlärm verhallt, stimmt hinten ein Kontinentalenor die liebste Weise an: „Reserve hat Ruhe!“ Schnell schwillt das Trostlied zum Chor und der Betrachter ahnt, daß all diese Köpfe jezt rechnen: Wie viele Tage noch, bis wir nach Haus dürfen? Ein Einjähriger raunt dem Nachbar zu: „Wenns aber Krieg giebt?“ „Ja, dann! Aber...“ Rechten, linken-

Diese Jugend wird sechsen und ausdauern wie kein anderes Heer; wird von Moltke, Bülow, Goltz, Bock und den in Nord und Süd ihnen Nachstrebenden besser geführt werden als Franzosen, Russen oder gar Tommies. Wozu halten wir diese Armee? Wozu werden die kräftigsten jungen Männer ihrer Berufsarbeit für Jahre entzogen und in zwei Lustren dreizehntausend Millionen Mark für die deutsche Wehr ausgegeben? Damit der sanfte Bourgeois und der grobe Jan Hagel ein Paradervergnügen habe, in Konzertgärten der Bachfisch sich an rothgelben Husarenpüppchen oder weißledernen Goliaths ergöße und in den Zeitungen von glänzenden Kavallerieattaquen und anderen „herrlichen Bildern“ aus dem Manövergelände zu lesen sei? So kurzweilliger Spaß wäre ein Bißchen theuer. Wir halten das stärkste Heer der Erde und haben eine Kriegsflotte gebaut, die, wenn nicht ein großer Theil des für sie aufgewandten Geldes ins Wasser geworfen ward, heute schon mit jedem Feinde den Kampf wagen kann, weil wir, als Nation, nicht gesättigt sind; weil wir weiteren Raum brauchen; weil die Gegner, aus deren Feuer die Reichseinheit geholt wurde, noch leben, noch nicht ohnmächtig sind; weil die ehrwürdig verunzelte Dame Europa, ehe es zu spät wird, vor die Frage gestellt werden muß, ob sie den Kindern und Enkeln deutscher Volkheit das Lebensrecht gönnen oder sichs vom Schwert abringen lassen will; und weil heute noch, mehr als je heute gilt, was der erste Kanzler einem Botschafter antwortete, der, um eben so üppig wie die Kollegen auftreten zu können, eine beträchtliche Gehaltszulage verlangt hatte: „Die Wirksamkeit Ihres Handelns wird nicht vom Glanz Ihrer Repräsentation, nicht einmal von Ihrer Geschicklichkeit und Finesse bestimmt; sagen Sie Jedem, daß der Franzose eine feinere Kutsche, der Engländer ein prächtigeres Palais hat, daß hinter Ihnen aber anderthalb Duzend deutscher Armeecorps

stehen. Damit ist Allerlei durchzusehen.“ Wer nicht so sprechen darf oder mit solchem Wort keines Ministers Stirn zu umwölken vermag, ist machtlos; wärs, selbst wenn in der Heimath die Zahl der Corps zwei Duzend überstiege. Sagt er, seine Landsleute hoffen, nach kurzer Frist stark genug zur Abwehr jeder Unbill zu sein, so wird er belächelt, wie Nestroys rauschfüchtiger Krieriem, der ins Gedräng stammelt: „Wenn ich einmal ansange! Ich fang' aber nicht an.“ Der Schuster ist stämmig und gewiß nicht leicht unterzukriegen; deshalb haben seine ersten Drohworte gewirkt. Jetzt wissen Alle, aus seinem eigenen Mund: Der fängt nicht an. Krawallirt er noch einmal, so wird er ausgelacht oder von rauhen Stimmen zu Ruhe gewiesen. Soll Deutschland, das eine gangbare Phrase einst dem bleichen, fetten Sohn Gertrudens von Dänemark verglich, im Schwabenalter nun dem Kometenschuster ähnlich werden? Noch wirkt seine Lage mit dem Doppelreiz majestätischer Komik auf des Betrachters Sinn: in so starker Rüstung, daß Alle es fürchten müssen und jedes Ziel verständiger Politik zu erreichen wäre; doch im Willenscentrum so schwach, daß der Sieche, der Krüppel es ungestraft schelten und höhnen darf.

Aus der Staubwolke, die der gleiche Tritt der Gardegrenadiere aufwirbelt, höre ich eine Stimme; eines distirenden Staatsmannes. „Sie müssen mit dem englischen Minister Deutsch reden. Der Superlativ Ihrer Höflichkeit darf an keiner Stelle eine Wucherung dulden, aus der neues Mißverständnis hervoreitern könnte. Ich empfehle, in den Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71 die Sprache zu studiren, in der, schon vor Düppel, Bismarck die Briten und andere bedünkelte Diplomaten bediente, und dabei nicht zu vergessen, daß Sie beträchtlich mehr hinter sich haben. Vorauszusehen ist, daß Sir Edward Grey (mit dem ich diesmal direkt, nicht durch das Medium Nicolson's, zu verhandeln bitte) Ihnen Einiges über die hamburger Rede Seiner Majestät sagen wird. Freude über die gerade jetzt wohlthuende Betonung des Willens zum Frieden; Komplimente über die Metapher von den drei Herrenreitern, deren jeder, statt mit der Peitsche auf das Pferd des Mitwerbers einzuhauen, dem eigenen Gaul die Sporen giebt und die so in friedlichem Wettkampf dem Ziel zustreben; reservirte Anerkennung des deutschen Rechtes zu der angedeuteten Flottenmehrung, die natürlich für England Konse-

quenzen haben werde. Ich lege Werth darauf, Ihre Antwort zu detailliren und Ihnen zugleich gegen Allerhöchste Kritik Deckung zu schaffen. Sie bleiben steif und lassen sich das Zuckerwerk von Sir Edward nicht in die Hand stecken. Den Segen des Friedens könne ein kultivirter Mann noch am Vorabend des Krieges rühmen und sein Kluger werde heute ausrufen, was er übermorgen thun wolle. Unser Kaufmann wisse, was er dem Krieg zu danken hat; daß ein etwa nothwendig werdender Krieg ihm, nach Wirrniß und schmerzhaftem Verlust, neue, geweitete Konjunkturmöglichkeit verheißt. Die Wahl der Metapher werde hier als ein Mißgriff genommen, wie auch geübte Redner ihn nicht immer vermeiden können. Wer im Wettrennen vornan ist, wäre ein Narr, wenn er das Pferd des Nächsten peitschte; ein Esel und ein unanständiger Kerl: er verlore die kostbarste Zeit, würde von allen Rennplätzen disqualifizirt und triebe das Thier des Rivalen am Ende nur vorwärts. Obendrein bekäme er Hiebe; kein Gentleman läßt seinen Gaul von einem gesäuberten Strolch mißhandeln. In Deutschland wenigstens würde man mit solchem Gefellen kurzen Prozeß machen; sei man nicht gewöhnt, Einem, der uns ins Gesicht spie, das Bedauern darüber auszudrücken, daß, wie es scheine, Tropfen vom Himmel fallen. Von der gemeinen Wirklichkeit internationaler Wirthschaftskämpfe unterscheide das verzeichnete Turfbild sich wie von der Sittlichkeitregel des Einzelnen die einer Volkheit. Nicht durch strenge Befolgung gefälligen Brauches habe England in diesen Kämpfen so lange gesiegt; nicht mit Kavaliersmanier Indien und Egypten, den Sudan und das Land am Vaal und Oranje erobert. Daß es das Pferd des Nächsten mit drohendem oder kaudirtem Wort aufzuhalten trachte, sei ihm nicht zu verübeln; fraglich nur, wie sich der Reiter dazu stellen werde. Das Alles wollen Eure Excellenz ohne irgendwie heftigen Nachdruck vorbringen; nur parlando. Uebrigens seien Sie gekommen, um die Reichsgeschäfte zu besprechen. An eine wesentliche Marinevermehrung, die zwar die deutschen und dann auch die britischen Dreadnoughtziffern, aber nicht die Seemachtrelation beider Länder ändern würde, könne jezt um so weniger gedacht werden, als ihre Durchführung der Entscheidung nachhinken müßte. Die ist nicht mehr hinauszuschleiben. Unser Versuch einer Auseinandersetzung mit der Französischen Republik ist durch unfreundliche Akte engli-

scher Minister brüst gestört worden, die, ohne die Ankündigung unserer Wünsche abzuwarten, uns in barschem Ton zugerufen haben, was wir wünschen dürfen und was uns, bei Gefahr eines Krieges, verwehrt sei. Die Herren haben wohl vergessen, welche Folgen die unberufene Einmischung Frankreichs in eine zwischen Spanien und dem Haus Hohenzollern schwebende Angelegenheit hatte. Uns klangen die Reden der Minister Alsquith und Lloyd George genau so unerträglich wie die (auch im Inhalt sehr ähnlichen) Sätze Gramonts vom sechsten Juli 1870: 'Wir sind sicher, daß der gefürchtete Fall nicht eintreten wird. Täuscht uns aber diese Erwartung, so werden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen'. Die Kaiserliche Regierung hat sich, weil sie die ungehörigen Reden hinzunehmen schien, schweren Vorwürfen, gerade aus den Reihen der zuverlässigsten Patrioten, ausgesetzt. Sie wollte die Minister des Königs Georg nicht mit ein paar höflichen Floskeln entschlüpfen lassen und brauchte Zeit, um vor Europa zu erweisen, daß (erstens), wie das offizielle Angebot französischer Kompensationen zeigt, die Republik selbst sich uns zu Schadensersatz verpflichtet fühle; daß (zweitens) dieser franko-deutsche Handel kein britisches Lebensinteresse verlege; und daß (drittens) in dem nun entschleierte Konflikt die marokkanische Sache nicht größere Bedeutung habe, als in dem vom Juli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern hatte. Gramont glaubte, wir wollten uns nach Spanien, Alsquith, wir wollten uns nach Marokko expandiren. Beider Irrthum trieb zu internationaler Unverschämtheit (wählen Sie ein mögliches Wort), deren Duldung auch einen Schwachen um Ehre und Reputation bringen müßte. Wir aber sind nicht schwach. Daß vor vier Jahren Versäumte schafft keine Ewigkeit dem huldvollen Leun zurück. Unsere Flotte braucht heute nicht mehr vor dem Britenfeuer in die Häfen zu kriechen. Auf dem Festland wird Tommy uns höchst willkommen sein. Wollen Sie uns aushungern? Die Armee sorgt nicht nur selbst für sich, sondern sichert uns auch für eine hübsche Weile die Zufuhr. Und wer bürgt dafür, daß uns die Blokade des Inselreiches nicht schneller gelingt? Wie bald dem kornlosen Lande der Parks der nährende Lebenssaft stodt, hat die Strifegegeschichte der letzten Wochen gelehrt. London, mit seinen acht Millionen Menschen, seinem von Demagogen aller Farben aufgeheizten Mob, wäre in Hungersnothzeit eine Reichsgefahr.

die Menschheithegemonie, während wir einander zerfleischen, aus Europa nach Amerika flieht und die fruchtbarsten Kulturkeime nachschleift. Wir können nicht hindern. Die Geltung, die einst Preußen in sechs Jahren Dänen und Welsen, Oesterreichern und Franzosen abgerungen hat, muß das Deutsche Reich jetzt von Englands Weitsicht erlangen oder von Englands Blindheit erzwingen. Die Wahl des Weges ist den Briten frei. Die zum Kampf günstigste Stunde wählen wir. Und der Peitschenhieb, den sie uns . . .“

Rechten, linken. Zurück in die schwüle Wirklichkeit unseres Alltags. Aus Oberbarnim und Rhythera kehren die Hohen, die Himmlischen heim und der zimmermännlichen Reichsregentschaft naht sacht das Ende. Thorsprüche und Tafelreden. Schleswig-Holstein jauchzt, Hamburg ist begeistert, Pommern jubelt. Französische Zeitungen: „Guillaume partisan de la paix“; „L'empereur contre les pangermanistes“; „Le Kaiser pour la paix“. Die Herren Cambon und von Riederlen treffen sich, wohl nicht am Tag des Sieges vor oder der Kapitulation von Sedan, zum letzten Rennen. Wird es tot, sagt man den Franzosen täglich an siebenzig Stellen, so habt Ihr auch nichts zu fürchten; wir haben zwar zwei Kriegsschiffe nach Algadir geschickt, aber nur, um Euch an das Versprechen zu mahnen, unseren Handel in Marokko leben zu lassen. Und warum mahntet Ihr nicht in Rissingen unseren Cambon, in Paris nicht die Quaiwache daran? Das wäre nicht so wirksam gewesen. (Köbkes, erzählt Zimmermeister Schulze, „waren bei uns zu Tisch und meine Frau wollte unserer Minna, die kein Salz auf den Tisch gestellt hatte, wieder Krach machen. Da greife ich ein. So was muß von der Herrschaft mit Bildung monirt werden. Minna, sage ich, holen Sie mal die große Stehleiter aus der Werkstatt. Als sie das Ding hereingeschafft hatte, ließ ich sie bis auf die oberste Sprosse klettern und sagte dann: Nun, Minnachen, gucken Sie hübsch ohne Schwindel herunter und sagen uns, was hier fehlt. Das Salz, Herr Baumeister, schreit sie; rennt raus und holt es. Köbkes hatten einen Mordsschreck gehabt, drei gute Gläser waren in Scherben und aus dem Eßzimmer mußten die Schrammen weggebohrt werden. Aber dem Mädchen hatte ich auf eine feine Art beigebracht.“) Was der deutsche Handel in diesen Wochen verloren hat, könnte er in Jahrzehnten nicht aus Marokko holen. Da ist, durch den vierten Artikel des franko-britischen Vertrages vom achten April 1904, dem Handel Englands das Recht auf die Meistbegünstigung (für Zoll, Abga-

ben, Frachtkosten) eingeräumt und, durch das sechste Kapitel der Algestrassakte, allen Signatarmächten freier Wettbewerb („sans aucune inégalité“) um Staatsaufträge und Handelsgewinne zugesichert. Daß in dem wichtigsten Streitfall die Franzosen das Recht für sich haben, hat die berliner Regierung in dem Weißbuch gegen die Brüder Mannesmann zu erweisen versucht. Kann da noch viel herauskommen? So viel, daß die Verluste, wägbare und unwägbare, dann nicht mehr schmerzen? Die offene Thür ist uns schon im Frühling 1904 versprochen worden; Nationen, die sich selbst entwaffnet haben, lernen die Oeffnung fast immer erst kennen, wenn sie durch den Thürrahmen hinausfliegen. Einerlei. Wir müssen des Denkens abgerissenen Faden an diesen Pfosten knüpfen. Der Zweck jeder Heereseinrichtung, meinten wir, sei, dem Volk, das sie sich aufgebürdet hat, die Entwicklungsfreiheit zu wahren und vor Schimpf und Schmach es zu schützen. Nun zerbröckelt der Glaube. Dreizehnhundert Millionen im Jahr für die Wehrmacht, die kräftigste Jugend dreiundzwanzig Monate lang in der Kaserne: noch aber sind wir nicht stark genug, um den „Platz an der Sonne“ (Karl Hillebrand hat den Ausdruck aus dem Frankreich Louis Napoleons in unsere Literatur gebracht) zu erstreiten; noch so schwach, daß wir nicht den Mund aufthun dürfen, wenn ein Minister Georgs des Fünften das Deutsche Reich des Undankes geziehen und in Konstablerton zu Ruhe verwiesen hat. Montenegro kann mit trohiger Rede österreichischer und türkischer Anschuldiung antworten. Deutschland mit keiner Silbe britischer.

Müssen wir nun aber noch tiefer hinab? Mit eigener Hand die Reichswürde schänden? Die Gelegenheit, zwischen Britanien und Frankreich die Reibungsfläche zu vergrößern und die Republik in der Stunde ungemainen Machtzuwaches zu vernünftiger Anerkennung des vor vierzig Jahren Gewordenen zu bringen, scheint versäumt und, seit wir früh und spät unsere sanfte Friedensliebe bethuern, aus den Bezirken mißtrauischer oder anmaßender Politik die Kriegsgefahr uns näher gerückt. Schlagen, sagte Bismarck, als er aus der emser Chamade eben eine berliner Fanfare gemacht hatte, „müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des ohne Kampf Geschlagenen auf uns nehmen wollen; der Erfolg hängt aber doch wesentlich von der Art der Eindrücke ab, die der Ursprung des Krieges auf uns und Andere macht.“ Der einfältigste Menschenverstand warnt, mit Frankreich heute einen Vertrag zu schließen,

der nicht das ganze Verhältniß der Nachbarn ins Reine bringt; der drum nur uns zur Fessel, zum Kreuz werden könnte. Der kühne Entschluß, die ganze Habe der Nation an ein großes Unternehmen zu setzen, das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Engen entriegelt, ist nicht gefaßt worden. Wessen Schuld? Wir wollen nicht fragen. Doch auch nicht mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spiel ausdreschen. Eine Partie, auch eine, die hohen Einsatz trug, ist zu verschmerzen; der Spieler, der sich nicht anständig trieb, löst sich nie mehr aus dem Verruf. Der Begriff der Westmächte ist wieder zur Entität geworden; und da Frankreich seinen Groll gegen Deutschland dem britischen vermählt, muß unsere Vorfrage sein, den morgen vielleicht selbst dem Demüthigsten unvermeidlichen Krieg gegen das von Jcanne d'Arc gesegnete Paar ohne Vertragsfessel führen zu können. Auf dem Meer England als Feind und das westliche Festland unserem Heer durch junge Verpflichtung gesperrt, deren gewaltsamer oder künstlicher Bruch uns neuen Haß würde: Das wäre doch gar zu unbequem. Zwar erschauert das kleine Herz des Herrn von Bethmann, wenn er hört, daß Alles oder nichts gefordert werden solle. Mit Frankreich aber können wir uns heute nur über Alles oder über nichts verständigen. Marokko mit ihm theilen? Unmöglich. Zwei Verträge binden uns (Ungesirassatte und Februarpakt Riberlen-Cambon); noch fester die feierlichen Gelöbnisse des Deutschen Kaisers. Fürst Bülow wird jetzt oft getadelt, weil er im Sommer 1905 nicht mit Rouvier, der sich anbot, verhandelt, sondern die Konferenz gefordert habe. Er konnte nicht anders. Laut hatte Wilhelm gerufen: „Ich verhandle nur mit dem Sultan, der für mich der souveraine, unabhängige Herr von Marokko ist“. Im März; und im Juli sollte der Kanzler in die Falle stolpern, mit Frankreich über des Sultanates Schicksal verhandeln, vor Orient und Occident Kaiser und Reich arglistigen Wortbruches überführen lassen? Bülows Fehler war, daß er Jedem erzählte, Deutschland habe am Mittelmeer kein Interesse, und zu spät erkannte, was Marokko für Frankreich bedeutet. Seit dem Tag von Tanger war, bei Gefahr völligen Ansehensverlustes im Islam, von dort für uns nichts mehr zu holen. Daß wir obendrein Thoren wären, wenn wir, eines siedeheißen Häppchens (des Suez) wegen, uns als Puffer zwischen Franzosen und Briten, Franzosen und Berbern schöben, braucht Politikerköpfen nicht noch einmal bewiesen zu werden. Kein Kondominium mit Frankreich und Spa-

nien. Keine Klage über Vertragsbruch, mit der wir allein blieben, und die, post et propter Casablanca-Tschirschky und Mannesmann-Schoen, nicht zu begründen wäre. Noch weniger ein Schweigegeld; eins, dessen Summe und Münzzeichen England bestimmt hätte, müßte uns wie Schande brennen. Neue Tropenlandseken brauchen wir nicht; werden mit den alten nicht fertig und sehen in deren räumlich größtem Theil nur Kompensationen für den Begünstiger deutscher Zukunft. Offenen Krieg können wir wagen; nicht, ohne uns zur Feldschlacht zu stellen, durch lästige Nöthigung Scheinprofite erpressen. Weber-Kaisergelübde verschachern noch für ein Trinkgeld die gesternal sunantastbar vertheidigte Algestraßakte zerfehen. Der grausamste Eroberer wird gehaßt; der sanfteste Erpresser verachtet. Belgische Afrikaner haben dem allzu berühmten Schwaben den Spitznamen Raifuli gegeben; den Namen des braunen Räubers, der den Raib Maclean im Ton eines Freundes in sein Haus lud, da als Gefangenen hielt und erst gegen Lösegeld freiließ. Kiberlen-Cambon, sagen sie; Kissingen-Ugadir. Sie müssen irren. Kanzler und Staatssekretär haben Kompensationen herausgeholt, um, nach dem frechen londoner Einspruch, zu zeigen, daß die Republik über ihre Regreßpflicht anders als England denke; werden das Lösegeld morgen aber artig ablehnen. Thäten sie's nicht, so würde das Reich entehrt; und jeden Abgeordneten, der zu solchem Werk seine Stimme prostituirte, würden entschlossene Männer bis in den dunkelsten Schlupfwinkel seines Wahlkreises verfolgen. Ist Frankreich im Recht, so hat es uns nichts zu zahlen; handelt es widerrechtlich, so kann keine Summe uns die Pflicht zu der in Choral-tönen verheißenen Rechtswahrung abkaufen. Heißt die Spötter schweigen! Niemals wird, niemals kann ein Deutscher Kaiser, das Haupt eines deutschen Bundesstaates einem Vertrag zustimmen, der dem Deutschen Reich den Sündenlohn sechsjähriger Heuchelei, den schmählischen Zins zweimonatiger Nöthigung brächte. Was also ist im Ehrenkleid aus dem Handel zu erlangen? Alles (Anerkennung des frankfurter Friedensvertrages und des deutschen Rechtes auf vernünftige Expansion), wenn das Reich sich noch zu dem Entschluß aufrafft, für Lebensgewinn das Leben einzusetzen; nichts (Rückzug auf den in der Panthernote versprochenen, nun gesicherten Schutz deutscher Suß-Siedler), wenn es die Sehnsucht entblöht, um jeden Preis sich des Friedens zu freuen.

Oesterreichsches, allzu Oesterreichsches.

In eingewurzelt, durch ein bekanntes Dichterwort genährtes Vorurtheil behauptet, daß der Oesterreicher ein Vaterland hat, das er liebt und auch Ursache hat, zu lieben. Das war bis vor ein paar Monaten die landläufige Meinung, die plötzlich durch den k. und k. Reichskriegsminister einen argen Stoß erlitt. Dieser Soldat stellte den österreichischen Patriotismus auf neue Grundlagen. Für einen Kriegsminister, der in Parlamentsreden zum größten Theile von hurratriotischen Phrasen lebt, eine sicher ungewöhnliche Leistung, die man nur verstehen kann, wenn man über den Begriff „Oesterreich“ ins Klare gekommen ist. Was freilich ein sehr schwieriges Beginnen ist, weil es heute offiziell gar kein Oesterreich giebt, sondern nur „im Reichsrathe vertretene Königreiche und Länder“. (Wie absolutistische Nörgler behaupten: sehr schlecht vertretene Königreiche und Länder.) Mit dieser Thatsache scheint nun auch der k. und k. Reichskriegsminister gerechnet zu haben, als er in einer Rede Grillparzer zu „aktualisiren“ suchte. In Dessen Gedicht „An Radetzky“ steht der Vers: „In Deinem Lager ist Oesterreich.“ Freiherr von Schönau behauptete nun mit einer Miene, die darauf schließen ließ, daß der Sprecher von dem Poeten ausdrücklich zu seiner Behauptung ermächtigt sei, daß Grillparzer heute sagen würde: „In Deinem Lager ist Oesterreich-Ungarn.“ Man hat diese „politische“ Auswechslung eines Dichterwortes nicht ernsthaft genug beachtet und leider auch nicht laut genug belacht. Erstens, weil man bei uns in der Delegation gehaltene Reden sehr wenig liest (im Ausland hoffentlich noch weniger); zweitens, weil in dem Gewirr von Ziffern, die ein Kriegsminister vorzutragen und zu beschönigen hat, die Censurirung eines Dichterwortes sehr leicht überhört werden kann.

Nun sollte man mit dem Baron Schönau wegen seiner unerfreulichen Tendenzkritik nicht allzu peinlich rechnen. Was thut ein Kriegsminister, der in Bewilligungnöthen ist, nicht, um seine Hörer zu erfreuen? Dieser Zweck heiligt alle Mittel. Nur muß Einem vor den Folgen solches Beginneus grauen. Wenn alle unserem Oesterreich freundlichen Dichtercitate den Kantönlibedürfnissen der Nationen, die dieses Oesterreich bewohnen, angepaßt werden, dann haben wir Deuterkünste zu erwarten, die das Aergste für die Schullesebücher erwarten lassen. Denn diese müssen ja immer als die ersten an veränderte politische Situationen glauben. Die Tschechen haben seit Jahren die Achtung des grillparzerischen „Otokar“ durchgeseht; die Italiener durften im letzten Sommer unseres Mißvergnügens die

Beseitigung einer kinematographischen Darstellung der Schlacht bei Pissa bejubeln (wahrscheinlich, weil wir uns nachträglich dieses größten Seesieges schämen); und in nächster Zeit werden gewiß die Polen ungestüm gegen Lenau's „Polenflüchtling“ toben. Dichter-verbesserungen ist damit Thür und Thor geöffnet und man kann gespannt abwarten, wie sich diese neueste Phase der k. k. Poesie gestalten werde und welche Dichter dafür büßen müssen, daß sie sich vermessen haben, Aeußerungen laut werden zu lassen, die dem Augenblicksbedürfniß der österreichischen Politik nicht entsprechen. Bisher hat man alle poetischen Produkte bei uns nur auf ihren sittlichen Gehalt hin exorzistirt; welche Aussichten öffnen sich, wenn nun auch die Politik allerlei Verbesserungskünste erprobt!

Für Oesterreich dichten, ist schwer. Noch schwerer manchmal, in Oesterreich eine Universität zu finden, die man mit Nutzen besuchen kann. Nicht nur, weil alle mehr und mehr klerikalisirt werden, was nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Die Nationen, die universitätstreu sind, haben zu wenige oder gar keine Hochschulen; und andere trachten wieder danach, eine Universität zu bekommen, ohne daß sie bisher eine geistige Entwidlung erwiesen haben, die einer Hochschule bedarf. Die Ruthenen und Slovenen brauchen, nach ihrer Bethuerung, Universitäten, die Rumänen wenigstens ein paar Lehrstühle. Gewiß nicht wegen der Pflanze der Wissenschaft, sondern nur, um ein paar Landkleute zu versorgen. Besonders grotesk sind Universitätswünsche der Slovenen, die noch kein Obergymnasium haben und es auch nicht haben können, weil sie ihre Sprache erst ausbauen und ihnen die Grundlage einer wissenschaftlichen Terminologie gänzlich fehlt. Die lieben Slovenen, die ihre Existenz überhaupt nur der verkehrten slavisirenden Politik des Grafen Taaffe danken, sind sehr zufrieden, daß ihre Jünglinge an den deutschen Gymnasien studiren, und nie hört man den Wunsch nach einem slovenischen Obergymnasium. Aber eine Universität wollen sie. Die Czechen, deren prager Universität sie mit slovenischen Dozenten beglücken wollten, haben ihnen sehr energisch abgewinkt, eben so die Polen; aber unsere biederen Krainer lassen sich nicht einschüchtern und man kann damit rechnen, daß sie, wenn irgendeine schwierige politische Situation in Sicht kommt, als Retter des „Staates“ auftreten und dafür eine Universität verlangen und erhalten werden. Man soll sie ihnen gönnen. Schließlich wollen ja auch die Wißblätter leben; und die slovenische Universität wird ihnen überreichlichen Stoff bieten.

Eine andere österreichische Universitätfrage ist endlich beantwortet worden. Die Italiener, die unter österreichischer Herrschaft leben, bekommen eine juridische Fakultät. „Bekommen“ ist zu we-

nig und zu viel gesagt. Sie haben sie nämlich gehabt, bis vor sechs Jahren ihretwegen eine kleine Revolversehieberei zwischen deutschen und italienischen Studenten entstand, wobei es einen Toten und mehrere Verwundete gab. Jetzt, nach sechs Jahren, bekommen die Italiener besagte Fakultät wieder und Alles freut sich: der Parlamentarismus ist bei uns wieder einmal gerettet.

Die Italiener hatten bis 1905 in Innsbruck eine Rechtsfakultät. Das war vernünftig, weil es sehr viele Studenten italienischer Zunge giebt, die später einmal unter ihren Landsleuten in Südtirol, Istrien, Triest, Dalmatien Recht sprechen wollen. Die Italienische Fakultät war ein Anhängsel der deutschen innsbrucker Universität, hatte aber ihre eigenen Professoren. Eines Tages erscholl in Innsbruck der Ruf: Italiener hinaus! Innsbruck sah sein Deutschtum bedroht, woran die drei oder vier Professoren und die fünfzig Studenten schuld sein sollten. Wer damals Recht oder Unrecht hatte, ist gleichgiltig. Auch die Italiener schrien nun: Hinaus mit uns! Wir wollen längst in eine italienische Stadt; die Fakultät muß nach Triest. Die arme Regierung, die durch die Erfüllung des von beiden Seiten stürmisch geäußerten Wunsches, die Fakultät aus Innsbruck zu verlegen, beide Theile erfreut hätte, war in höchster Verlegenheit, weil es unerföhrlichst Regierungsrüth' kritir widerspricht, verständige Wünsche zu befriedigen. Außerdem durfte sie die Fakultät nicht nach Triest verlegen, weil der Generalstab dagegen war. Triest gilt als nicht ganz verläßlicher Boden, die dortigen Irredentisten gelten als unsichere Kantoniisten, eine Universität könnte den Italianismus stärken. Nun wollte man die Fakultät nach Südtirol schieben, was wieder die Italiener verschmähten, weil sie, mit Recht, erklärten, eine kleine Stadt eigne sich nicht für eine Universität, die wissenschaftliche Arbeit ermöglichen solle. Da verfiel die Regierung (es war die Koerber's) auf ein ihr schlaun scheinendes Auskunftsittel: sie verlegte die Fakultät nach Wilten, einer Vorstadt Innsbrucks. Aber der Kniff zog nicht. Deutsche und Italiener schossen auf einander, demolirten das der Fakultät eingeräumte Gebäude: und nun stellte die Italienische Rechtsfakultät ihren Betrieb ein. Für sechs Jahre. Professoren und Studenten blieben so lange obdachlos, der Staat zahlte den Professoren, die nicht lehren durften, ihren Lohn und die Studenten krawallirten während der ganzen Zeit für die Wiederöffnung ihrer Universität.

Nun muß Etwas geschehen, dachte die k. k. Regierung; und brachte einen Gesetzesentwurf ein, der vorschrieb, daß die noch immer bestehende Fakultät auch zu arbeiten habe. Man einigte sich auf den Standort Wien, womit Deutsche und Italiener fürs Erste einverstanden waren. Aber jetzt wollten die Slovenen nicht. Zwar

ging sie nicht an, ob und wo die Italiener ihre Fakultät hatten, aber sie wollten nicht; und wenn in Oesterreich eine von den acht Nationen nicht will, dann geschieht eben nichts. Zwei Jahre lang obstruirten die Slovenen das oesterreichische Parlament, das während dieser ganzen Zeit kein vernünftiges Gesetz (außer dem Etat) beschließen durfte; nur, damit die Italiener ihre Fakultät nicht belämen. Man muß nämlich wissen, daß Slovenen und Italiener irgendwo im Süden der Monarchie politische Gegner sind. Das ist bei uns ein Grund, daß eine Nation der anderen die Universität nicht „gönnt“. Alljährlich mußten ein paar Minister ihr schuldloses Dasein lassen, die italienischen Professoren lebten auf oesterreichische Kosten irgendwo, in Florenz oder Mailand, sehr vergnügt, die italienischen Studenten schossen in jedem Semester in Wien und Graz einige deutsche Kommilitonen an. Da, endlich, hatten die Slovenen ein Einsehen. Ueber Nacht kam es. Niemand weiß noch, warum. Sie ließen die Fakultätsvorlage durchgehen. Die Regierung war gerettet. Die Italiener dürfen ihre Richter und Advokaten wieder von einer eigenen Fakultät bekommen. Alles athmet auf. . . Nein: jetzt beginnt erst ein neues Kapitel. Das große oesterreichische Mißtrauen regt sich. Warum haben die Slovenen plötzlich ihre Obstruktion aufgegeben, fragen die sieben anderen Nationen; welche Konzession hat ihnen die Regierung dafür gemacht? Die Regierung versichert zwar, sie habe nichts versprochen; aber unsere Parteien sind im Mißtrauen zu befangen, als daß sie solchen Versicherungen glauben könnten. Und so kann vielleicht in kurzer Zeit eine neue Obstruktion in unser Parlament einziehen, weil überall Mißtrauen herrscht; und wenn eben Mißtrauen herrscht. . .

Ist all Das nicht unsagbar lächerlich? Hat es mit ernsthafter Politik irgendwas gemein? Und noch lächerlicher erscheint das Spiel Dem, der sich den Wortführer der Slovenen angesehen hat. Das ist ein Herr Gostincar, der Kanzleidienner einer Sparkasse in Idria, im schwarzen, finsternen, unbegleiteten Krain. Von dem Mann steht fest, daß er noch vor vier Jahren die Bureaux segnen mußte, und nun, nachdem er durch die Dummheit krainischer Bauern „Abgeordneter“ geworden ist, hält er sich für berufen, die Eröffnung einer Universität zu hindern. Was ihm seine Bauern gesagt haben, als er ihnen das Heldenstück erzählte, weiß man zwar nicht, aber glauben darf man, daß sie sehr verduht aussahen, als er vor ihnen zum ersten Mal das Wort Universität aussprach.

Uebrigens schafft diese Beantwortung der italienischen Universitätsfrage nur ein Provisorium. Für Wien als Standort schwärmen weder die Deutschen noch die Italiener. Die Fakultät darf in Wien nur bis ins Jahr 1915 bleiben. Man kann sich also freudig

darauf gefaßt machen, daß in vier Jahren die selben Geschichten von vorn anfangen, die jetzt so lächerlich geendet haben. Uebrigens kann es auch anders kommen; ein altes österreichisches Sprichwort sagt nämlich, daß bei uns nur Provisorien Definitiva sind. Möglich ist also immerhin, daß die Italienische Fakultät in Wien bleibt. Wenn sie nämlich überhaupt jemals dahin kommt. Was, trotz der Annahme des Gesetzes, noch recht ungewiß ist. Denn inzwischen hatten wieder einmal die Czechen den Reichsrath zertrümmert und damitwar vorläufig die Italienische Fakultät begraben. Wie lange? Vielleicht bis zu dem Tag, da die Begriffe der Scham und der Schande Gemeingut der Völker des alten Oesterreich geworden sein werden. Der Staatsmann, der sie dazu erziehen könnte, hätte das österreichische Problem, dieses verwickelteste und verknottetste aller überhaupt denkbaren Probleme, endlich und endgiltig gelöst.

Wien.

Professor Dr. Friedrich Hirsh.



Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogene (um nicht zu sagen: angeborene) Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkungen. Wie erschüttert und aufgerührt von den mannichfachen Eindrücken des äußeren Lebens, von den inneren Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher Goethe und Schiller, jung und freudig, ihre Schwingen entfaltetet und empor hoben! Unser darauf gefolgtet Geschlecht, wahr ist's, hat schwerere und größere Tage gesehen; wir waren gebeugt unter Feindes Joch und das Starke ging wieder frei daraus hervor. Damals, im zweiten Theil des Jahrhunderts, lehnten alle Gemüther noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf stuhender See heißer, unsicherer Wünsche; noch unverhallt war der Jubel, daß Preußens großer König die Uebermüthigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigene Kraft lebendig behauptet hatte. Dann trat die Befreiung Amerikas dazwischen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner seiner Umwälzungen zu rollen. In der Literatur war auf den enthusiastischen Klopstockischen Zeitraum, der unserer Sprache Adel und Selbstvertrauen eingehaucht, doch mit dem Erhabenen zu verschwenderisch Haus gehalten hatte, Lessings tiefere Einwirkung gefolgt, vor der eine Schaar von verjährten Irrthümern die Segel streichen mußte. Die geistige Unabhängigkeit des Volks war von Grund aus neu gefestigt, auf die Lauterkeit des klassischen Studiums und zugleich auf das heimische Alterthum gedrungen, wenn auch nicht mit zureichenden Mitteln. Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die Verdeutschung Homers, die Entdeckung Ossians steigerte und verbreitete auf Weg und Steg einen überströmenden Wechsel aller Eindrücke, Kants männlich-strenge Philosophie fing an, die empfängliche Jugend auch wieder abzutrocknen und ernst zu stimmen. (Jakob Grimm.)



Erinnerung an Van Gogh.*)

Nehr breit von Gestalt als lang, den Rücken leicht gebogen durch die schlechte Gewohnheit, den Kopf hängen zu lassen, das roth-blonde Haar kurz geschnitten unter einem Strohhut, der ein seltsames Gesicht beschattete: gar kein Jungengesicht. Die Stirn schon leicht gerunzelt, die Augenbrauen über der weit ausgebauten Stirn in tiefem Nachdenken zusammengezogen, klein und tiefliegend die Augen, halb blau, halb wieder grünlich, je nach den wechselnden Eindrücken. Bei so unshönem, ungelentigem Aeußeren hatte er doch etwas Merkwürdiges durch den unerkennbaren Ausdruck innerlicher Tiefe. Bruder und Schwestern waren ihm fremd; sich selbst und seiner eigenen Jugend stand er wie etwas Fremdem gegenüber. Noch kaum erwachsen, war das Genie doch schon lebendig in ihm, noch unbewußt ihm selbst, wie ein Kind nicht versteht, was seine Mutter ist, und doch beim Hören ihrer Stimme Alles weiß. So war Vincent van Gogh.

Er wußte alle Plätze, wo seltene Blumen wuchsen. Das Dorf mit seinen geraden Straßen und spießbürgerlichen Häuschen, aus denen alte Weibswestern mit Brillen auf der Nase den Vorübergehenden über die Gardinchen nachguckten, vermied er. Seit das früher ansehnliche Dorf keine Haltestelle für die Post mehr war, lag es wie tot und ausgestorben da. Durch Holz und Steg wanderte er drauflos, entdeckte

*) Kleine Kostproben aus dem (bei R. Piper & Co. in München erscheinenden) Buch „Persönliche Erinnerungen an Vincent van Gogh“ von Elisabeth Huberta du Quesne-van Gogh, der Schwester des Malers. Das Buch bringt, in schlechtester Darstellung, viele Einzelheiten, die uns den Künstler erst richtig sehen lehren. Und daß man ihn richtig sehen lerne, ist nachgerade nöthig. Allzu oft ist er thöricht gelobt, noch öfter mit nichtswürdiger Gehässigkeit (jedes andere Wort klänge wie der Versuch einer Beschönigung) getadelt, geschimpft worden. Er hat ganz Schlechtes gemalt, klägliche Stümpereien, aber auch Wundervolles, das nur einem reinen, kindhaft starken Genie gelingen konnte. Und was er schuf, hatte er aus seiner Seele, nur aus seiner persönlichen Vision geholt; Alles. Gelernt hat er fast nichts. Die paar Aufrüttelungen, die ihm aus der französischen Kunst kamen, sind nicht Dem zu vergleichen, was anderen Künstlern die Schule, die Arbeit im Meisteratelier giebt. Wie dumm ist's, dieses germanische Ingenium, diesen echten Niederländer immer den Franzosen und Französlingen zuzuzählen! Wie erbärmlich, das Bild dieses feelisch zarten, physisch kranken Menschen Denen, die ihn nicht kennen, als Vogel scheuche hinzustellen! Die Kunstgeschichte zeigt dem Betrachter kaum noch eine Gestalt, deren Anblick so zu rühren vermöchte. Was aus Diesem geworden wäre, wenn er noch zwanzig Jahre, noch zehn nur gelebt hätte, ist nicht zu ermessen. Er sah, wie Keiner je vor ihm gesehen hatte. Und bleibt Jedem, der ihn empfunden hat, als die Urform des Malergenies unvergesslich.

jedesmal irgendeinen überraschenden Ausblick und beobachtete Thiere und Vögel in ihrem Treiben. Von den Vögeln namentlich wußte er genau, wo jeder von ihnen nistete und hauste; und hatte er ein Lerschenpaar ins hohe Roggenfeld niederfliegen sehen, so verstand er, dem Nest sich zu nähern, ohne die umherstehenden Halme zu knicken oder nur im Geringsten zu beschädigen. Mit tausend Stimmen sprach die Natur zu ihm und seine Seele lauschte; mehr aber als zu lauschen vermochte er noch nicht. (Keine Zeichnung ist aus dieser Zeit erhalten.)

War daheim die Familie vertraulich beisammen: er hatte immer die Einsamkeit gesucht, hatte sich aller Gesellschaft entzogen, trotz der Verstimmung seiner Eltern über dieses wunderliche Benehmen. Als er, nach einem pariser Aufenthalt von erst wenigen Monaten, einen Theil des empfangenen Gehaltes als Weihnachtsgeschenk für seine Brüder und Schwestern nach Haus schickte (was zur Genüge beweist, daß seine Entfremdung von ihnen nicht einem Widerwillen entsprungen war, sondern wohl einer gewissen Unfähigkeit, den Andern zu Liebe einmal aus sich herauszugehen), kam, zugleich mit diesem für seine Familie so erfreulichen Freundschaftszeichen, an die Eltern ein Schreiben, das besagte, ihres Sohnes Leistungen seien im Anfang, im Haag und in Brüssel, ziemlich befriedigend gewesen, jetzt aber bedrohe seine Zurückgezogenheit, Unbeholfenheit, oft sogar Lästigkeit im Verkehr seine Zukunft im Kunsthandel mit ernster Schwierigkeit. Charaktereigenthümlichkeiten dieser Art seien namentlich für das verfeinerte pariser Publikum unerträglich, besonders für Damen, die, überzeugt von ihrem Kunstverständniß, nicht wünschten, von diesem „rustre hollandais“ (wie sie ihn nannten) zur Rede gestellt zu werden. Beständen (so sagte der Brieffschreiber) nicht die Beziehungen seiner Familie zu einem der Chefs, so hätte man ihn schon längst weggeschickt. Jetzt solle er ins Haus Soupir in London versetzt werden. Vielleicht entspreche der englische Charakter mehr dem seinen. Dieser Bericht war wie ein Schlag aus heiterem Himmel für die Eltern, die, obwohl nicht blind für die Eigenart ihres Aeltesten, doch zu sehr gewohnt waren, ihn loben zu hören, und nur schwer sich vorstellen konnten, daß er im Stande sei, auf so rücksichtslose Weise seine Zukunft zu zerstören. Ihre Betrübniß war groß, als ihr Sohn ihnen sechs Wochen später in einem Briefe mittheilte, er habe seine Entlassung erhalten, und zwar für immer.

In einem Wortstreit mit seinem Chef hatte er äußerst deutlich die Meinung ausgesprochen, Handel sei Gewinnsucht und Gewinnsucht anständiger (Das heißt: nicht verbotener) Diebstahl.

... Sonntags besuchte er sechs bis sieben Kirchen und Zusammenkünfte; selbst in die Synagoge lief er: er wollte die israelitische Lehre, die Grundlage der christlichen Prinzipien, auch in ihrem Gottesdienst kennen lernen. Wie sehr sein Nervensystem überreizt war, beweist, daß er einmal in den Kollektentbeutel seine silberne Uhr, ein anderes Mal seine Handschuhe warf; die Uhr trug Monogramm und Namen und wurde in die Wohnung des Oheims zurückgebracht. Die vielen Briefe, die er nach Haus schrieb (manchmal kamen an einem Tage zwei an),

ließen die Eltern den Kopf schütteln; und kam die Post zu kurz vorm Schlafengehen an, so brachten seine Briefe sie gewöhnlich um die Nachtruhe. Eine bittere Enttäuschung war es, als er ihnen, gerade als seine Studien auf der Akademie beginnen sollten, mittheilte, er fühle sich berufen, ohne weiteren Verzug das Evangelium zu predigen. Christus selbst habe ihm das Vorbild gegeben. Auch er war einst bei Pharisäern und Sadduzäern in der Schule gewesen; so hatten es die Jünger und die Apostel gethan.

In England hatte er viel von der Mission unter den Minenarbeitern gehört. Eins der Werke von Dickens hatte in hohem Maße seine Theilnahme für das meist im Dunkeln und in Gefahr arbeitende Volk erregt. Beim Lesen dieses Buches hatte sein mitfühlendes Herz sich für diese Bedauernswerthen erwärmt. Bald nachdem er sich angeboten hatte, sah er sich nach dem Vorinage ausgeschildt, der bekannten Grubengegend in Belgien mit den ausgedehnten Steinkohlenlagern, wo das Bedürfniß nach dem Evangelium groß war. Eine kleine hölzerne Kirche hatte man noch nicht stiften können, dazu fehlten die Mittel; aber ein geräumiger Saal oder eine Scheune war zu schaffen.

Widerwillig fügten sich die Eltern in diesen Plan, der ihren Absichten, den Sohn in einer einigermaßen befriedigenden Stellung zu sehen, durchaus widersprach. Der gute Zweck war aber schließlich nicht zu verkennen. Daß die Eltern seinetwegen inzwischen drückende Geldsorgen auf sich genommen hatten: daran dachte er nie, obwohl er gerade um diese Zeit in seinem Vater sein Ideal erblickte.

... Die Bildervon Maris, mit ihrer Frische und Sicherheit des ersten Angriffs, interessirten ihn besonders; auch Gabriel, De Bod, Voggenbeef und Israels, Aller Meister. Sicher lernte der junge Künstler von ihnen. Nachgeahmt aber hat er nicht Einem; er hielt sich außerhalb ihrer Sphäre, und als Mauwe ihm einmal rieth, nach Gips zu zeichnen, und in seinem Atelier eine Figur in günstiger Beleuchtung aufgestellt hatte, warf er sie, auf die Gefahr hin, sie zu zerbrechen, um und verschwand aus dem Atelier. Natürlich machte der Vorfall der Freundschaft ein Ende; denn Mauwe, der außerdem sehr leicht erregbar war, hatte nach solchem Benehmen genug von ihm. Vincent selbst sagte diesen Vorfall als einen famosen Witz auf, und so oft er darauf zu sprechen kam, lachte er wie ein Gassenjunge nach einem geglückten Streich. Doch blieb seine Bewunderung für Mauwe, so befremdend es auch scheinen mag, immer gleich groß; nur fürchtete er jeden Einfluß auf sich selbst, jede Nachahmung, jede Anlehnung an Andere. Deshalb verließ er auch Amsterdam. Er wollte keiner Schule gehorchen.

Daß seine Sachen dazu verdammt waren, im Kunsthandel unverkäuflich zu sein, störte ihn nicht im Geringsten. Daß ein bekannter Kunstkäufer ein Blumenstück seiner Hand selbst umsonst, nur unter der Bedingung, es aufzuhängen, nicht annehmen wollte: er lachte darüber. Seine Kunst hob ihn mit Adlerflügeln über die Kleinlichkeit der Welt, und hätte man ihm vorgeworfen, in seinem Alter noch nicht einmal für sich selbst sorgen zu können, so würde er sicher geantwortet

haben wie der Eine, dem Keiner zu vergleichen ist, als seine Eltern ihn, den Zwölfjährigen, inmitten der Schriftgelehrten fanden und ihm vorwarfen, ihnen entlaufen zu sein: „Wißt Ihr nicht, daß ich sein muß in Dem, was meines Vaters ist?“

Nachlässig gekleidet, im blauen Kittel flämischer Bauern, das Haar kurz, der Bart rostbraun und struppig, die Augen oft entzündet und roth vom Anstarren irgendeines Gegenstandes in der Sonne, den Hut mit der weichen Krämpe tief in die Augen gedrückt: so sah er nun aus; man würde ihn nicht für den älteren Bruder seiner Geschwister gehalten haben, um die er sich wenig kümmerte. Daran war mehr die Verschiedenheit der Lebensweise als etwa Antipathie schuld. An den gemeinsamen Mahlzeiten nahm er auf eine sonderbare Weise Theil; er setzte sich in eine Ecke des Zimmers, seinen Teller auf den Knien und vor sich, in einigem Abstand, auf einem Stuhl ein noch nasses Bild; mit einer Hand beschattete er die halb 'geschlossenen Augen, mit der anderen führte er Gabel und Löffel an den Mund; sein Brot schnitt er selbst und in dicke Stücke; auch mit Kaffee und Thee bediente er sich selbst; von Kindheit an war er 'gewohnt, sein Brot trocken zu essen. Abwesend, in seine Arbeit vertieft, wußte er kaum, was er genoß, war nur darauf bedacht, mit größter Genauigkeit „die eine Farbe der anderen gegenüber zu stellen“, „die Farben gegen einander abzuwiegen“.

In der Wohnung des Küsters der Katholischen Kirche hatte er sein Atelier: ein geräumiges längliches Zimmer, das früher der Bet- und Strickchule gedient hatte. Ein paar noch feuchte Bilder standen dort herum, da er immer mehr als eins unter den Händen hatte; Kohlezeichnungen waren an den Wänden befestigt, auch ein paar Figurenzeichnungen aus der Serie, die er im Haag bearbeitet und mit Gestalten eigener Erfindung bereichert hatte. In einer Ecke des Ateliers stand ein eingegangener Baum, der, vom Sturm gefällt, verdorrt war. Er war etwas verschnitten und in einen Napf mit Erde gestellt. Der Wipfel trug viele Vogelnester, die der Maler auf seinen Streifereien durch die Wälder gesammelt hatte; wenn die Vögel ausgeflogen waren, hatte er sich die Nester genommen. Da hing das trichterförmige Nest des Haunkönigs, das moosige der Finken, die simple Behausung von Spatz, Star und Krametsvogel, eins von der Nachtigal, das weniger kunstvoll als alle anderen gebaut ist, auch ein schneeweißes, wolliges Nest eines Viel-Waal, das aus Sumpfgas geflochten und innen ganz und gar aus weißen Daunensehern war; wunderbar steckte in einer Gabel der dürrn Baumkrone das Nestchen der Uferschwalbe, aus Grasshalmen und mit einem Boden aus Lehm, endlich ein paar Nester von tief nistenden Vögeln, die unten rings um den Stamm gestellt waren. Gern hätte er das Nest eines kleinen Bartschjisches besessen, das in der Hauptsache aus Fischgräten zusammengestellt ist; so einz er aber nicht leicht zu finden, wie viel Mühe er und sein jüngerer Bruder, noch ein Schulbub, sich auch darum gaben. Der Bub hatte großes Interesse für die Sammlung. Diese Theilnahme verband die Brüder. Denn viel lieber als aus seinen Schulbüchern ließ er sich

von seinem Bruder über die Eigenthümlichkeiten des meist in grünen Zweigen versteckten Vogelgelebens belehren.

Holzauktionen sind in den Dörfern Brabants oft ein sehr reizvolles Bild. Holz in lockeren Reifigbündeln gehäuft, verlockend für die Augen der Käufer, rundgehakte Buchenblöcke mit hell- und dunkelgelben Ringen am Schnitt, Stapel von unlängst gefällten Eichenstämmen und hin und her laufende Bäuerlein in blauen Kitteln und blankgecheuerten Holzschuhen. Das Weiß und Blau sticht hell vom Schmutziggrau und Braun der Straße ab, von dem Holz und den entlaubten Bäumen, die ferkengerade am Straßenrand stehen. Das Alles sah an einem frühen Morgen Vincents Malerauge. Großer Schrecken! Er hatte keine Farben mehr; gerade waren sie ausgegangen. Er erwartete sie zusammen mit Leinwand. Einen Augenblick überlegt: schnell einen Bogen Aquarellpapier, aus Mutters Küche Waschbläue und Kaffeesatz geholt, und um elf Uhr schon daheim mit einem Aquarell, das sämtliche braunen und blauen, auch die neutralen Töne enthielt; trotz dem mangelhaften Material meisterhaft vollendet. Der Eindruck der nebelgrauen Dorfstraße, die Holzstapel, die handelnden Bäuerlein: Alles ganz meisterlich wahr wiedergegeben.

... „Sterben ist schwer, aber leben noch schwerer“: so hatte Vincent am Totenbett seines Vaters gesprochen. Schwer waren für ihn die Monate vor dem plötzlichen Tode gewesen. Er hatte in diesem Ort gearbeitet; hatte zu viel gearbeitet. Ueberanstrengung machte ihm schlaflose Nächte. Stunden lang hörte man ihn hin und her gehen, ehe er sich zur Ruhe legte.

Sein Atelier hatte er aufgeben müssen. Es wurde vom Hausherrn zu anderen Zwecken gebraucht. Ein Waschkammerchen im Erdgeschoß des Hauses seiner Eltern mußte aushelfen. Das war natürlich kein sonderlich geeigneter Raum. Das Familienleben, an dem er sonst nicht theilnahm, mit dem er aber durch diese Ortsveränderung mehr in Berührung kam, bedrückte ihn. Der Unterschied der Anschauungen entlockte ihm bittere Bemerkungen, die von den Hausgenossen sehr verschieden aufgenommen wurden. Ueberall war irgendetwas, das ihn beunruhigte, das ihn „agacirte“, mit dem französischen Wort ausgedrückt, das halb Verstimmung, halb Verbitterung bedeutet. Verstimmung namentlich spricht aus der Zeichnung, die er in dieser Zeit gemacht hat; sie stellt die Hinterseite der elterlichen Wohnung mit dem dort gelegenen Blumengarten dar. Aus dem altmodischen, ein Wenig auf die Seite gesunkenen Gebäude, aus dem wohlgepflegten, freundlich angelegten Garten hatte er ein Gespensterhaus gemacht: mitten im wilden Gras, umgeben von Bäumen, die der Wind zur Seite peitschte, und mit Gestalten, von denen man nicht weiß, wer sie sind, noch, was sie treiben. Meisterhaft ist diese Zeichnung, sehr fein in Schwarz und Weiß, wie ein Steindruck, gearbeitet. Doch Alles, was in dieser Umgebung umherpufft, war von seinem Geist, seiner Unruhe, seinem hastenden Schaffensdrang durchdrungen: beängstigend anzuschauen.

Elisabeth du Quesne-van Gogh.

Fremdwörter.

I. **D**er Ingenieur Joseph Reindl schreibt aus Schöneberg (gegen einen am zwanzigsten Mai hier veröffentlichten Brief, der sich wider die Fremdwörterhebe wandte und den allzu hitzigen Sprachreinigern jurief: „Eine würdige Sache verfehlet Ihr; nur mit Verstande, bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird“):

„Auch ich muß Ihnen ein deutsches Leid klagen, verehrter Herr Harden. Das alte Leid, daß so viele Deutsche ihre Sprache und ihr Wesen zwar lieben, dabei aber fremdes doch immer wieder vorziehen. Bitte, hören Sie noch nicht auf, zu lesen; ich will gewiß nicht das bekannte Hohe Lied vom reichen Wortschatz unserer Sprache, von der Kraft und dem Adel deutschen Wortes singen; ich will das Liebäugeln mit fremden Ausdrücken durchaus nicht als Hochverrath darstellen. Ich will nur einmal das Ding von der anderen Seite betrachten. Nicht mit teutonischem Gefühl, sondern ganz nüchtern als Zeitgenosse, dessen Muttersprache ohne sein Verschulden die deutsche ist und der in Deutschland lebt und daher gezwungen ist, sehr viel deutsch zu lesen und zu sprechen. Ich will mir Mühe geben, nicht abzuschweifen und nur Das von der anderen Seite zu betrachten, was der Schreiber des ersten Briefes von der einen Seite betrachtet hat. Zunächst möchte ich der Behauptung widersprechen, daß heute lateinische und griechische Kultur und Literatur weniger gewürdigt werde als in der Zeit Goethes und Schillers. Aus der größeren Zahl der Bildungstätten und aus dem stets zunehmenden Besuch der höheren Lehranstalten darf man schließen, daß heute die Zahl der klassisch Gebildeten viel größer ist und daß seit der Verfeinerung des Empfindens bei wirklich Gebildeten der Sinn für lateinische und griechische Hochkultur vielleicht mehr verinnerlicht wurde, aber nicht abgenommen hat und wohl auch kaum abnehmen wird. Da kann also nicht die Ursache sein, die treibt, Fremdwörter zu vermeiden, wo die deutsche Sprache zum Ausdruck genügt. Der sprachgewandte Gebildete wird wirklich vor einem Fremdwort nicht von der „kalten Angst“ befallen werden; und er wird zwischen guter und schlechter Verdeutschung wohl zu unterscheiden wissen. Mein lieber Leidklagender, hast Du denn schon in den Landgasthäusern, die sich so stolz ‚Hotel‘ nennen, die Speisekarten studirt und Dein ‚Menu‘ mit ‚Bullion‘ begonnen und mit ‚Kremglase ozitron‘ (Crème glacée au citron) beendet? Säume nicht, es zu thun. Aber auch die Speisekarte unserer ersten Hotels wimmelt von fremdsprachlichen Fehlern; die Gerichte tragen meist französische Phantasiennamen, bei denen man sich wirklich nichts denken kann. Gewagt erscheint es, die Ansicht zu vertreten, man wolle die Fremdwörter nur verbannen, weil sie dem weniger Gebildeten sprachliche Fallen stellen. Gewagt erscheint der Vergleich deutscher Worte mit einem saft- und kraftlosen Linsenmus. Wenn die Cigarrenindustrie spanische Bezeichnungen bevorzugt, so hat Das damit, daß Christoph Columbus in spanischen Diensten stand, nicht viel zu thun.

So berechtigt die spanische Bezeichnung von Cigarren ist, die aus Ländern der spanischen Junge eingeführt wurden, so wenig ist sie bei Cigarren, deren Kraut aus Deutschland stammt und die in deutschen Fabriken gewickelt wurden. Die spanischen Worte wollen uns nur täuschen. Uebrigens ist das Spanisch der deutschen Cigarrenlisten oft so fehlerhaft, daß es Spaniern selbst spanisch vorkommt. Bei Fachausdrücken, bei wissenschaftlichen Bezeichnungen hat das Fremdwort, das überall gleich lautet, gewiß Berechtigung (nur wird auch hier viel entbehrlicher Ballast mitgeschleppt). Wenn aber Deutsche beim Tennisspiel ‚auf Englisch‘ zählen, so dünkt es mich lächerlich. An dem Wesen dieses Bewegungsspieler wird durch deutsches Zählen nichts, aber auch gar nichts geändert. Das Billardspiel dürfte aus Italien über Frankreich nach Deutschland gekommen sein; da müßte man beim Billardspiel eigentlich also italienisch oder französisch zählen. Warum Worte wie Zahlenlehre, Raumlehre, Gleichungslehre, Dreieckrechnung für den Unterricht deutscher Schüler untauglicher sein sollen als Arithmetik, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, ist unbegreiflich. Cylinder und Pyramide sind technische Fachausdrücke, aber auch die deutschen Worte Rundsäule und Spitzsäule durchaus verständlich. Kein Vernünftiger wird Cylinderhut mit Walze oder Rundsäule verdeutschend. (Der moderne Seidenhut ist übrigens nicht von cylindrischer Form.) Das Streben, unsere Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zu reinigen, richtet sich nicht gegen eingebürgerte und deutsch gewordene Lehnwörter. Die Grenze zwischen dem entbehrlichen Fremdwort und dem Lehnwort ist leicht zu finden. Kein Vernünftiger wird Worte wie Fenster, Schule, Kiste, Keller, Maschine verbannen. Welcher Deutsche findet das Wort ‚Fahrkarte‘ lächerlich? Ist ‚Courierzug-Zuschlagbillet‘ besser als ‚Schnellzug-Zuschlagkarte‘? Der Leidklagende wollte wohl nur Auswüchse bornirter Deutschthümelei treffen. Aber in der Hitze des Gefechtes hat er weit über das Ziel hinausgeschossen und er war in der Wahl seiner Beispiele nicht glücklich. Seine Beweise sind nicht einwandfrei. Ein Fremdwort, das in Deutschland einen bestimmten Begriff deckt, bezeichnet im Stammland oft eine ganz ganz andere Sache. Die Kenntniß vieler Fremdworte kann nie die Kenntniß einer fremden Sprache ersetzen und erleichtert auch nicht das Fortkommen in fremden Ländern. Unsere Zeit ist nüchtern; sie will jeden Schwulst vermeiden und liebt klare Ausdrücke. Beim Lesen eines mit Fremdwörtern reich gespickten Aufsatzes vermisse ich stets die Wahrhaftigkeit, die sich nicht scheut, das Kind beim rechten, deutschen Namen zu nennen. Und den Glauben, daß deutsche Kultur nur aus fremdem Land stamme und die deutsche Bezeichnung eines Dinges unsein sei, darf uns Keiner mehr zumuthen. Oft hat das Fremdwort ein gutes deutsches Wort verdrängt; meist wohl in einer Zeit, die dem Deutschthum dunkle Tage brachte. Sollen sie wiederkehren? Müssen wir das uns damals Ungetöhlte oder Aufgezwungene mit Sklavengeduld weiter schleppen? Der ernste, seiner Volkspflicht bewußte Deutsche kommt ohne fremden Plunder aus und scheut sich nicht, das Entbehrliche wegzuworfen.“

II. Aus Neapel schreibt Fräulein S. Heumann:

„Ich stimme dem gegen die Fremdwörterhebe Gesagten ohne Vorbehalt zu. Als ich vor langen Jahren den Roman *Consuelo* von George Sand las (das Modell zur Tittelheldin war die Sängerin Pauline Viardot-Garcia), fand ich darin das Wort *Le Lied*. Mich frappirte und freute zugleich, daß George Sand mit ihrem Genie diese Bezeichnung sofort als unersetzlich erkannt hatte; und ich glaube nicht, daß irgendein französischer Kritiker die Entlehnung dieses Fremdwortes getadelt hat. Später las ich in französischen Texten oft ‚*Le Lied*‘: man hatte den (unserem Ohr hier unerträglichen) *accent aigu* hinzugefügt. In Paris hörte ich in der Gesellschaft, ohne daß es irgendwie auffiel, sagen: ‚*Un Lied de Schubert, de Schumann*‘. Der Franzose, der so selten fremde Sprachen kennt, spricht dennoch von *five o'clock*, *bock*, *Kaiser*, *comfort*. Als ich dieses unübersetzbare Wort, in richtiger Britenaußsprache, in einer deutschen Professoren-gesellschaft angewandt hatte, rief man mir mit ernster Miene zu: ‚*Bitte: Bequemlichkeit!*‘ Ich wurde sprachlos. Sollte ich sagen, daß mich der *esprit* verlassen habe? Dann wäre mirs noch schlimmer gegangen. Wahrscheinlich sah ich recht stumpfsinnig drein. Das ist ein echt deutsches Wort. Aber wir haben auch schönere. Gemüth, Heimath, Sehnsucht: diese Worte kann Keiner uns nachmachen. Sie werden von den Gebildeten aller Zungen bewundert und kein Fremdwort könnte sie je verdrängen. Nehmt vom Guten das Beste, wo es zu finden ist. Und damit: *hasta!* Auch dieses Wort möchte ich selbst in der Heimath nicht mehr entbehren.“

III. „Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, daß wir kaum Alles übersehen können, und nun sollen wir noch Griechen und Lateiner sein und Franzosen und Engländer dazu! Nicht zu leugnen ist, daß Einer jezt viele andere Sprachen entbehren kann, wenn er das Deutsche gut versteht. (Von der französischen rede ich nicht: sie ist die Sprache des Umgangs und besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie Jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr, statt eines guten Dolmetschers, aus Helfen kann.) Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. (Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht die deutschen Uebersetzungen treu und vollkommen.) Es ist sehr artig, daß wir jezt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu corrigiren. Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Wir haben keine Stadt, ja, wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: Hier ist Deutschland. Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß man von ihnen wird saen können. es sei lanqe her, daß sie Barbaren gewesen.“ (Goethe.)

*W. Dittmar, Möbel-Fabrik, Berlin C.,
Kollnmarkt 6*
*Auserlesene Formen in vornehmer Richtung wie Einfachheit.
Besichtigung frei und erbeten.*
Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen *Gartenstr. 10.*

MURATTI

Cigarettes
Manchester



Einheit pro. s für Damen und Herren M. 12,50
Luxus-Ausführung M. 16,50
Fordern Sie Musterbuch H.

SALAMANDER

Schuhfabr. an. b. H., Berlin



Zentrale: W 8, Friedrich-Strasse 182.

Elektrische Heiz- u. Kochapparate



Ausstellung der AEG

für Haushalt u. Werkstatt

Königgrätzerstr. 4

Elektr. Dampfbad-Apparat im Gebrauch

	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Metropol-Theater.**Hoheit
amüsiert sich!**

Operette in 3 Akten von J. Freund, Musik
von Rudolf Nelson. In Szene gesetzt von
Direktor Richard Schultz.
Anfang 8 Uhr. Rauchen gestattet.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72-73. 8 Uhr.

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Chat noir**Das neue
Eröffnungs-
Programm.****Victoria-Café**

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul

3 Ärzte
Physik diätet.
Behandlung
Gute
Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz
Nährsalz

Für Kranke und Gesunde
unentbehrlich. Es bildet ge-
sundes Blut, Serum, Mus-
keln, Haare, Nägel, Haut-
tätigkeit, Prunp, graue, Pocken;
a. 1/2 Liter N. 4.50, 1/2 Liter
N. 3.50, Probebox N. 1.00.
Es bestellbar durch Apotheken, Drogerien u. s. w. oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

**Gebf
Herrnfeld
Theater**

Jubiläum-Saison 20jähriger Direktion
Anton u. Donat Herrnfelds.

Seit 20 Jahren der grösste Erfolg
die **Novitäten**

Das Kind der Firma.

Komödie in 2 Akt. v. Anton u. Donat Herrnfeld
mit den Autoren in den Hauptrollen.

Schmerzlose Behandlung.

Schwank in 1 Akt von Robert Pohl.
Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11-2 Uhr.

Ausstellung**NORDLAND**

auf dem entsprechend hergerichteten
Platze

151 Kurfürstendamm 151
(früh. Rol'schuhbahn)

**125 Polarbewohner
bei Arbeit, Sport u. Spiel.**

Hochinteressante Darstellungen aus
dem Volksleben im höchsten Norden,
ausgeführt von kunstgewaltigen Eskimos
und Lappländern

**Unübertroffene
Sportsleistungen**

Skilaufen, Skiboote, Schlitten-
fahren auf künstlicher Bahn, Island-
pferde, Renntiere, Großlandhunde.

Buntes Volksleben

Original-Hütten und -Zelte
Hausindustrie

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

**22. Ausstellung der
Secession**

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9-7 Uhr.

Eintritt 1 Mark.

Das Leben würzen, Die Stunde Kürzen:

Jasmalzi

ELMAS

Cigaretten

mit Gold- u. Hohlmundst.

Qualität in höchster Vollendung

N ^o	3	4	5		in eleganter
Preis	3	4	5	Pfs. das Stück	Blechpackung

In Persien, und zwar in der bedeutendsten Handelsmetropole des Landes, in Taebria, ist eine Filiale, die von eigenem deutschen Personal geleitet wird, errichtet. Dies ist die erste Ansiedlung eines deutschen Teppichhauses in Persien.

Versand nach allen Ländern, auch an Private direkt ab Persien.

Voranfragen an

Reinhart von Oettingen, Teppich-Haus, Taebria-Persien.

*Reinhart von Oettingen, Perser-Teppich-Handlung,
Berlin W. 9, Giechhornstrasse No. 1.*

Licht- spiele

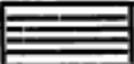
Mozartsaal

Nollendorflplatz

Wöchentlich neuer Spielplan

Täglich geöffnet ab 6 Uhr, Sonntags ab 3 Uhr

Eintritt jederzeit :: :: Programm und Garderobe frei :: :: Ende 11 Uhr


Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Das glänzende
Eröffnungs - Programm!

Ein voller künstlerischer Erfolg!

Chas. T. Aldrich

der unerreichte Universal-Künstler.
Ernst Pantzer | Barolds Hunde- u. Affen-
Compagnie. Mod. | Pantomime, Hauptdarst.
akrobat. Scene. | Dan. der Trunkenbold.

„Glühwürmchen“.
10 Attraktionen 10

Kleines Theater.

Sommerspielzeit:

8 $\frac{1}{2}$ Uhr

NORACHEN.

Schwank in 3 Akten von Katsch.

„**Moulin rouge**“

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Ballhaus „Fledermaus“, Hamburg.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Konzerthaus

Täglich populäre Konzerte der ersten Militärkapellen Berlins
Anfang 6 Uhr. Eintritt 50 Pf. Garderobe frei. Ende 12 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Suna-Park

*Terrassen
am Halensee*

SENSATIONELLE ATTRAKTIONEN!

Kairo, Johnstowns Untergang.

Ben Ali Bey im Theatersaal, Lachhaus, Hippodrom-Lehmann, Tanagra-Theater
Teufelsrad, Moulin-Rouge, Schwebebahn, Gebirgsbahn, Wasserrutschbahn.

Grosses Promenaden-Konzert.

Eintrittspreis 50 Pfennig.

Saisonkarten 3.— Mark.

Am Sonnabend,
den 2. September:

ELITE-TAG.

Konzert des Erk'schen Männer-Gesang-Vereins.

Feeenhafte Parkbeleuchtung.

4 Kapellen 4.



Herz-Stiefel

befriedigen die
verwöhntesten Ansprüche an
NEU Special-Stiefel zu
Herren u. Damen 1/16.50

Erkennlich
an dem
HERZ
SPECIAL
Zeichen auf
der Sohle.

mit dem Herz
auf der Sohle



FOSCO

Erfrischendes alkoholfreies
Cacao-Getränk

wird mit Milch u. Mineralwasser getrunken
Ohne jede Concurrenz Überall erhältlich

Alleinige Fabrikanten F. KORFF & C^o
Amsterdam Berlin W. G.

Berliner Eis-Palast

Ständige Eisbahn •••• Lutherstraße 22—24

Geöffnet von vormittags 10 Uhr bis nach's 12 Uhr

Allabendl. 9 Uhr: Sensationelle
Eislauf-Attraktionen! u. A. „Die Original-Apachen“

10 Uhr: Das feenhaft
Eislauf-Ballett: **Ein Fest zu Rheinsberg**



EIS-ARENA geöffnet
täglich
ununterbrochen von 10 Uhr vorm.
Kunstlaufproduktionen.

Allabendlich: Das feenhaft ausgestattete Ballett:

Montreal

Die Stadt auf Schlittschuhen.

Bis 7 Uhr und von 10³⁰ Uhr
abends halbe Kassenpreise ::

Unterricht im Schlittschuh-
und Kunstlaufen wird erteilt.

Hôtel Hamburger Hof Hamburg



— Jungfernstieg —

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an
inclusive Frühstück, Bedienung
und Licht.

Telefon in den Zimmern.

Zwanglose
Alkohol-Entwöhnung
Wald- und Landaufenthalt, Jagd.
Rittergut Nimbsch bei Sagan, Schles.
Prosp. frei. Arzt im Hause.

Schockethal bei
Cassel
Physikal.-diät. Heilanst. m. modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. gesch.
Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumöffel.

Waldsanatorium Dr. Hauffe
Zehlendorf-Berlin Wannesebahn
Beschränkte Krankenzahl • Persönliche Leitung der Kur

WILDBAD-SANATORIUM KURORT
TOBELBAD Steier-
mark
Aerzil. Leiter: **Professor Dr. E. v. Düring.** — Ganzjährig geöffnet. — 4 Aerzle.
— Prospekte gratis. — Bis Anfang Juni ermässigte Zimmerpreise.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Lochwitz. **Diätet. Kuren nach Schroth**. Herrliche Lage. **Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.** Prosp. u. Brosch. frei.

Westerland
26 000 Besucher
Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadhaus mit grossem, modernem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlang er, staubfrei. Strand. Grossartige Dünenlandschaften. **Prospekte kostenlos** durch die **Städtische Badeverwaltung Westerland** und durch alle Reisebüros u. Eisenbahnauskunftsstellen.

Fay's ächte Sodener-Pastillen

Jede Schachtel muss unbedingt den Namen Fay tragen und wisse man alle Nachahmungen stets zurück. à Schachtel 85 Pf., überall erhältlich.

Altbewährt gegen Husten, Heiserkeit

Alkoholfrei!



Alkoholfrei!

Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.

Fremde Sprachen

erlernt man **schnell und sicher**

durch Selbstunterricht

nach dem bewährten

Sprachlehr-System Prof. Hans Wagner-Ernest's

in Verbindung mit dem, von hervorragenden Phonetikern als bisher unerreicht bezeichneten

Sprach-Lehr-Apparat der A.F.L.A.
 Aktiengesellschaft für Lehrmittel-Apparate,
 Berlin W. 99, Kleiststr. 17.

Prospekte u. Auskunft kostenlos. — Zahlungserleichterung gewährt

Zur Repetition besonders geeignet ist die
 Kollektion Thudichum für Französisch,
 Kollektion Hardt für Englisch.

Rennen zu Hoppegarten

Freitag, den 8. September, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Stuten - Biennial 1910/1911

(Staatspreis 10 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	„ 9,—
Ein I. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Grunewald.

Sonntag, den 3. September, nachm. 3 Uhr
7 Rennen;

u. a.

Fortuna - Preis (Ehrenpreis u. 13 000 M.)

Mittwoch, den 6. September, nachm. 3 Uhr
7 Rennen;

u. a.:

Preis von Bockstadt (13 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sättelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,
Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:
1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrsbüro, Potsdamer Platz“ (Café Josty).

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

WELT-DETEKTIV

Auskunftei PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 c
 Nähe Friedrichs r. Tel. 1,3571.
 Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.
Heirats-Auskünfte über Vorleben, Lebensweise, Ruf,
 Charakter, Vermögen, Einkommen,
 Gesundheit etc. von Personen an
 allen Plätzen der Erde. Diskrete Geschäfts-Credit-Auskünfte
 einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme.

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Journalisten-Hochschule

Berlin W. 35.

Vorlesungen und Übungen für Herren und Damen. Lohplan umsonst. Das Sekretariat.

Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben

in der Türkei u. ehem. Vasallenstaaten

Von Bernh. Stern.

2 Bde. ca. 1000 Seiten à 10 M. Geb. à 12 M.
 (I. Medizin, Abergl., II. D. intime Geschlechtst.)

Das Geschlechtsleben in England

m. bes. Bezieh. a. London. Von Dr. Eva Dühren
 3 Bde. 30 M. Geb. M. 34,50. Einz. käuflich:
 I. Ehe u. Prostitution, II. Die Flagellomanie,
 III. Die Homosexualität, à 10 M. Geb. 11¹/₂ M.
 und andere Perversitäten.

Die sexuelle Osmphresitologie

d. Beziehen. d. Geruchsinn u. der Gerüche
 zur menschl. Geschlechtsfähigkeit.

Von Dr. A. Hazen, 2. Aufl. 06. M. 7. Geb. M. 8.
 Ausführl. Prospekte üb. kultur- u. sitten-
 geschichtl. Werke grat. frko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aschaffburgerstr. 161.

Schwere Leiden



sind häufig die
 Folgen vorach-
 lass. Krampfad-
 er. Bei Krampfad-
 erentzündung, Ge-
 schwulst, Heimg-
 schwellen, Kinds-
 füssen, Aderlein-
 nissen. **Fichte**,
 Salzfuss, trock. u.
 Schuppflechte,
 Gelenkverdrück-
 g. Gelenksteifigkeit
 und Entzündung.

Plattfuß, Rheumatism, Ischias (Hüftweh),
 Gicht, Knochentisch, Elefantiasis wird
 Ihnen d. Kenntnis d. Besondere „Lehren
 und Ratschläge für Beinleidende“, welche
 gratis verschickt wird, gute Dienste leist.
 Son.-R. Dr. R. Weise & Co., Hamburg 117b.

Psoriasis

(Schuppflechte) heilt ohne
 Salben und Gifte Spezialarzt

Dr. med. E. Hartmann,
 Stuttgart A. 1, Postfach 126.

Auskunft kostenlos und portofrei.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheiten zur
 Veröffentlichung gut. Arbeiten in Buchform.
 Verlag für Literatur, Kunst und Musik,
 Leipzig 101.

Grösste Specialfabrik
 für Ledermöbel u. Stühle



Berliner
 Sitzmöbel-
 Industrie ^{G.m} _{b.H}
 Berlin C.

Neue
 Promenade

Eckhaus
 Kein Lader

1

Zwischen Hackescher Markt
 und Bahnhof Borse

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin Darmstadt Frankfurt a. M.

Düsseldorf Halle a. S. Hannover Leipzig Mannheim

München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

29 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen

Zahlbar an über 2000 Plätzen bei ca. 3000 Zahlstellen



Werden Sie Redner!

Lernen Sie groß und frei reden!

Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch Brechts Fernkursus
für praktische Lebenskunst, logisches Denken,

freie Vortrags- u. Redekunst.

Einzig dastehende Methode. — Erfolge über Erwarten.
Anerkennungen aus allen Kreisen. Prospekte kostenlos durch
R. HALBECK, Berlin 474, Potsdamerstr. 123b.

Soeben erschienen:

Der Fall des Marquis de Bayros und Dr. Semerau!

Ein Beitrag zur Lehre von der unzüchtigen Schrift
und unzüchtigen Darstellung

von

Rechtsanwalt **Dr. Max Alsborg.**

Preis 1 Mark.

Diese hochinteressante Schrift bietet jedem Juristen, Künstler,
Schriftsteller, Schauspieler, Kulturhistoriker, überhaupt jedem Gebildeten eine seltene Fülle von Anregungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage:

Alfred Pulvermacher & Co., Berlin W. 30 Z.

Cinzano-Torino

Der echte Toriner-Dermouth-Wein

Aus allem weissen Asti
Magenstärkend u. appetitanregend

Cinzano-Torino ist halt zu trinken

:: :: Ueberall erhältlich :: ::

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Grand Marnier

Besteht aus franz. Cognacs grande fine Champ.

• Edelster Liqueur aller Nationen •

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Schriftstellerische Arbeiten

als Romane, Erzählungen, Gedichtsammlungen, wissenschaftl.
Werke usw. nimmt unter günstig. Bedingungen in Buchverlag die

Bartholdi'sche Verlagsbuchhandlung Lübeck.

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des bekannten Ver-
lages **Erich Reiss, Berlin**, über

Hardens Köpfe, II. Teil

sowie über das Buch von

Hudson Lowe, Der sterbende Napoleon

bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.



Steckpferd-Lilienmilch-Seife
von
BERGMANN & Co. RADEBEUL
für zarte weiße Haut
u. blendend schönen Teint
à Stk. 50 Pf.

Privat-Schule.

Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs
Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die
Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Beweg-
liche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.



Ich lache

weil Jedes System Füllfeder-
halter das beste sein soll ???

Probieren Sie entweder

„**Klio**“ E. Reisers Patent, für jede Feder
passend und in jeder Lage zu tragen,
zu Mark 3.— und 6.— pro Stück
oder

„**Regina**“ gesetzlich geschützt,
Sicherheits-Goldfüllhalter,
14 kräftige Goldfedern mit Iridiumspitze, in jeder Lage
zu tragen, immer schreibfertig, von Mark 10.— an.
Überall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

Klio-Werk, G. m. H. Hennef (Sieg) C. 40.
Grösste und leistungsfähigste Füll-
feder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschied. ähnlich lautende minderwertige
Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die
jedem Halter eingetragene Marke „Klio“
E. Reisers Patent, bzw. „Regina“, ges. gesch.

Einige Anerkennungen.

Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co.,
Thale a. H., schreibt: „Als ich diesen Tage Ihre In-
sertate las, wurde ich daran erinnert, dass ich
meinen steten Freund, welchen ich ständig in

der Tasche habe, nun bereits 5 bis 6 Jahre be-
itze. Ich gebrauche meinen
Klio-Federhalter tagtäglich und ist mir derselbe ein treuer Begleiter und lieber
Freund geworden. Ich war früher im Besitze eines anderen Systems, jedoch
habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt, usw. usw.“

Herr Oberleutnant A. D. v. Gogel, Wilmersdorf, schreibt: „Hierdurch teile
ich Ihnen unaufrichtig mit, dass der vor 4 Jahren von Ihnen bezogene Füll-
federhalter „Regina“ noch immer tadellos schreibt. Bitte senden Sie mir einen
Katalog über Füllfederhalter usw. usw.“

MORPHIUMHEROIN etc. Entwöhnung
mildester Art absolut zwang-
los. Nur 20 Gaste, Gegr. 1899.Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinblick, Godesberg a. Rh.
Vornehm. Sanatorium für Entwöh-
n. Kuren, Nervöse u. Schlaflose. Pro-
spekt frei. Zwanglos Entwöhnen v.**ALKOHOL**

Scharmützelsee-Sanatorium

. . . . 1 Stunde von Berlin

Kuranstalt für die gesamte physikalisch-diätetische Therapie.

Radium-, Bade- und Trinkkuren.

Licht-, Luft- und Sonnenbäder.

Ruder-, Segel-, Schwimm- und Angelsport.

Bahnhof: Saarow-Pieskow bei
Fürstenwalde. : : : :
Telephon: Fürstenwalde 397. : :
Post: Saarow i. Mark. : : : :**Dr. HERGENS.**

Prospekte gratis und franko.



Kalasisiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund und kloiden
wollen, tragen „Kalasisiris“. Sofortiges Wohlfinden,
Größte Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Nachschütten.
Vorügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlankte Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Spezial-Fapana. Jilustr. Broschüre und Auskauf
kostenlos von „Kalasisiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: Bonn a. Rhein. Fernsprecher Nr. 369.

Kalasisiris-Spezialgeschäft: Frankfurt a. M., Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154

Kalasisiris-Spezialgeschäft: Berlin W. 62, Kleiststr. 25. Fernsprecher 63, 19173.

Kalasisiris-Spezialgeschäft: Berlin SW. 9, Leipzigerstr. 71/72, Fernsprecher I. 8810.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

Düsseldorf, Bahnstrasse 43.

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Spezial-Abteilung für Aktien ohne Börsennotiz.

Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst.

30 000 echte Straussfedern

(schneeweiß, tief-schwarz und farbig) gelangen aus meinem Riesnlager zum
Verkauf und kosten 10—15 cm breit, 30 lang nur 1 M., 42 lang 2 M., 45 lang 3 M.,
50 lang 4 M., 18 cm breit nur 6 u. 8 M., 20 cm breit nur 10 M., 25 cm breit 21 M.,
30 cm breit 30 M. Stollen von Marabu, 2 m lang 4 fach 5 M., 8,50 M., 12 M., von
Straussfedern 11 M. Ill. Preisliste über echte Federn, Pleurenisen, Reiher, Flügel,
Posen, Gestecke, künstliche Blumen etc. kostenlos.

HERMANN HESSE, DRESDEN, Scheffelstrasse 25/27,
Strauß derhaus, Gegründet 1893.Anerkennungen von hohen Herrschaften. Auswahlsendungen. Einzelne Federn
(bis 15 M.) in Briefkästchen mit nur 20 Pf. Porto.



Die Erste Thüringens
Schwarzburg
Schönstgelegenes vornehmes Familienhaus
Hotel Weisser Hirsch

Im Verlag von **Karl Curtius, Berlin W. 35**, ist soeben erschienen:

Marokko - Rückzug?

von **Johannes W. Harnisch**

Herausgeber von „Deutsch-Uebersee“

Preis 50 Pfg.

Dieses Werk bietet eine vortreffliche Uebersicht über den Stand der Marokkofrage und gibt in seinem höchst bemerkenswerten Inhalt viel Neues und Interessantes von hervorragendem Werte.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:
 „Harden im Recht?“ Eine Betrachtung von Frank Wedderkop und „Harden, Eulenburg und — Moltke.“

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Kuxen, Bohrantheilen und Obligationen der Hütte-, Kohlen-, Erz- und Gellindustrie, sowie Aktien ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Reserviert für

J. S. DANZIGER SÖHNE, G. m. b. H.

Berlin W. 67, Bülowstraße 66.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
 21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

G ründlich. Fernunterricht

Deutsch.
 Französisch. Eng-
 lisch. Lateinisch. Griech.
 Literaturgesch. Geographie.
 Geschichte. Kunstgesch. Pädagogik. Philosophie. Stenogr.
 Mathematik. Physik. Chemie.
 Naturgeschichte. Evang. Religion.
 Kath. Religion. Buchführung u.
 Handelswissenschaft. Musiktheor.
 Fächer des Konservatoriums.
 19 Professoren, 5 Direktoren
 als Mitarbeiter. Glänz. Erfolge. — Dankschreiben,
 Prospekte u. Probe-
 lektion zur An-
 sicht.

Rustinsches Lehrinstitut

POTSDAM. Postfach 22.

Bade- und Luft-Kurort „Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
 Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.
Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnhstation)

Sanatorium Erholungsheim
Hôtel

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Waldreiche, windgeschützte, halb-freie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Spec. Herz- u. Nervenleiden
Arterienverkalkung
 chronisch. Recurrenz. Zustände. Luftbad, Übungsupp., alle electr. u. Wasseranwendungen.

Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück incl. electr. Beleuchtung. M. 4. — täglich. Näheres Sanatorium Zackental.

Insertaten-
 Annahme für „Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung**
 Alfred Welner

Berlin SW. 68, Friedrichstraße 207, Fernspr. 1, 8740
 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Friedrich Wilhelm

Preussische Lebens- und Garantie-
Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Gegründet 1866 Berlin W.8, Behrenstr. 58-61

Neue Anträge wurden eingereicht im

1900: M. 59000000

1902: M. 65000000

1904: M. 78000000

1906: M. 99000000

1908: M. 126000000

1910: M. 153000000

Jeder 25. Deutsche
hat eine Police der Friedrich Wilhelm

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst
gesund gelegen. — Bereitet für alle
Schulklassen, das Einjährigen-,
Primaner-, Abiturienten-Examen
vor. — Kleine Klassen. Gründ-
licher, individueller, eklektischer
Unterricht. Darum schnelles Er-
reichen des Zieles. — Strenge Auf-
sicht. — Gute Pension. — Körper-
pflege unter ärztlicher Leitung.

Waren i/M

am Müritzsee.